# Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. | Scottdale, Pa., 28. Juli 1915. | No. 30.


Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.

—

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

### Sonnenschein.

O gib mir etwas für mein Herz:
Ein wenig Kühlung seinem Schmerz,
Ein Tröpfchen Balsam, mild und rein,
Ach, nur ein wenig Sonnenschein!

Du weißt ja, Herr, was mir gebricht,
Die schwache Pflanze braucht das Licht,
Nicht Wettergraus und Nacht allein,
O nein, sie braucht den Sonnenschein.

Wohl weht ja über Fluren auch
Gar manchmal, ach, ein frost'ger Hauch.
O Vater, gib in Noth und Pein
Uns doch ein bischen Sonnenschein.

Wie scheint die Nacht so schwarz und bang,
Sie währet doch auch gar so lang —
Doch sieh, die Dämmrung bricht herein,
Es grüßt dich mild der Sonne Schein.

Umflort der Himmel sein Gesicht
Am hellen Tag, o zage nicht
Es wird nicht immer also sein,
Bald lächelt mild der Sonne Schein.

Erlischt mir einst des Lebens Licht,
O Vater, dann verlaß mich nicht. —
Verklär' mein Sterbekämmerlein
Mit gold'nem Abendsonnenschein!

L. C.

---

## Entwicklung einer Negermission durch anderthalb Jahrhunderte.

Von Missionssekretär Th. Bechler in Herrnhut.

(Aus Evangel. Missions-Magazin.)

### 1. Hindernisse über Hindernisse.

Jamaika, eine der wertvollsten und ausgedehntesten Besitzungen Englands in Westindien, von dreiviertel Größe des Königreichs Sachsen, aber nur von dreiviertel Millionen Menschen bewohnt, zeigt die ganze Pracht und Fülle tropischer Vegetation. Der Bergzug im Inneren steigt bis zu doppelter Höhe des Riesengebirgskammes auf und ist mit immergrünen Waldungen gekrönt. Die fruchtbaren Ebenen an den Küsten mit ihren Palmen und Plantagen bieten Szenereien von malerischer Schönheit. Zuckerrohr, Kaffee, Gewürze und allerhand Früchte werden da gebaut. Die Verbindung von Feuchtigkeit und Hitze ermöglicht diese reiche Kultur. Den selbst für ein Tropenland seltenen Reichtum an Wasser kündet der indianische Name der Insel „Jamaika" an, zu deutsch „Quelleneiland".

Ach, wenn dieser äußere Segen, der auf dem entzückenden Eilande ruht ,auch ein Abbild seiner Missionsgeschichte wäre! In dieser aber kam es erst nach vielem Kampf mit schweren Hindernissen durch Gottes Eingreifen zum Sieg.

Noch lebte der Stifter der Brüdermission, der Graf Zinzendorf, als Anfang Dezember 1754 die Pioniere unserer Jamaika-Mission ihren Fuß auf jene größte unter den britischen Antillen setzten, welche die Engländer 1655 den Spaniern abgenommen hatten und bald zum Mittelpunkt ihrer Macht in den westindischen Gewässern machten. „Um eine Zuckerkolonie herzustellen, führten sie jährlich 5000 Neger ein, hatten aber auch 30 Negeraufstände niederzukämpfen und manchen Zusammenstoß mit den in die Berge geflüchteten wilden Maronen (meist geborene Asante), den Buschnegern Jamaikas. Daher wurden die Neger hier argöhnischer und härter behandelt als auf den anderen Inseln. Einzelne englische Geistliche kamen, um unter den Weißen Dienst zu tun. Gelegentlich tauften sie auch Schwarze, aber ohne Unterricht. Unter diesen herrschten die Obia-Männer, Zauberer und Giftmischer. Beide aber, Weiße wie Schwarze, lebten in ungezügelter Freiheit dahin." So stand es, als die Brüdergemeinde als erste Missionsgesellschaft in Jamaika in die Arbeit trat.

Zwei begüterte christliche Plantagenbesitzer, die Herren Barham und Forster, baten Zinzendorf **um Entsendung** von Missionaren auf ihre Besitzungen, da sie sich lange schon, aber vergeblich gemüht hatten, ihren zahlreichen Negersklaven christliche Unterweisung zuteil werden zu lassen. Nun sie von dem gesegneten Erfolg der Brüderarbeit in St. Thomas Kunde erhalten hatten, wünschten sie eben solche Herrnhuter für Jamaika.

Die äußeren Umstände des Einzuges der ersten drei Sendlinge Caries, Haberecht u. Schalleros, die im Oktober 1754 ausgezogen und am 18. Dezember das neue Land betraten, waren bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit denen das Missionswerk im ersten Drittel der bis jetzt verflossenen 150jährigen Periode zu kämpfen hatten . Zehn Tage wurde das Schiff in der Hauptstadt Kingston aufgehalten, und als es dann nach Südwesten segelte, gestattete der anhaltende widrige Wind das Landen an der Mündung des Black River durchaus nicht. Der Kapitän riet daher den drei Brüdern, in einem kleinen Boot mit zwei Matrosen die neun englischen Meilen bis zur Flußmündung über das offene Meer zu segeln. Bei hellem Sonnenschein fuhren sie ab, bald aber zog tiefschwarzes Gewölk auf, Sturm und Regen setzten ein, das Boot wurde wie eine Nußschale auf den Wogen hin- und hergeschleudert und die Wellen schlugen den Fahrgästen über den Kopf.

Nach dreieinhalbstündiger Fahrt erreichte man das Land, aber die Matrosen bekannten offen, daß sie ihr Leben aufgegeben hatten; und vom Kapitän erfuhr man später, daß „er einmal über das andere auf den Mastbaum gestiegen sei, um sich nach uns umzusehen, weil er es sich nicht hätte vergeben können, wenn uns ein Unglück zugestoßen wäre." „Die beiden Matrosen aber sind auf dem Rückweg mit noch einem anderen Menschen und mitsamt dem Boote umgekommen." (Jünger-Diarium 1755.)

Der Herr hatte also seine schützende Hand über seine Knechte, die Missionare, gebreitet; und dieses Moment des sichtbaren Gottesschützes findet sich eben auch zu unzähligen Malen in der Geschichte der Jamaika-Mission.

Die allererste Zeit der Mission war eine glückliche. Der Vertreter der beiden Plantagenbesitzer, ein Herr Robertson, nahm die Brüder auf der Viehstation Bogue, die am Quellpunkt des Black River mitten im Lande lag, freundlich auf; und selbst diejenigen Weißen, die vorher gedroht hatten, den Brüdern „alles antun zu wollen", wurden, „nachdem sie sie gesehen und gehört hatten, zu Freunden, und hatten nichts dagegen, daß die Neger sich bekehrten; denn dadurch würden sie treu und fleißig werden und nicht mehr stehlen, was sie horribel tun." Ja noch mehr, die Weißen drängten sich selbst so zahlreich zu Caries Predigten, daß er sich genötigt sah, ihnen besondere Gottesdienste zu halten. Von den Negern aber waren anfangs nur 15 zur Stelle, als Caries am ersten Sonntag das wunderbare Wort erläuterte: „Ihr seid teuer erkauft"; bald stieg die Zahl der Hörer auf 100, und nach Jahresfrist zählte man 800, unter denen bereits 26 getauft waren. Herr Barham hatte den Missionaren 300 Acres (Morgen) Landes zur Verfügung gestellt, ihnen ein Haus, später auch eine Kirche gebaut und einen Neger, ein Pferd und einen Maulesel geschenkt. Dort ließen sie sich nieder und nannten den Ort Carmel. Auf einer kleinen Anhöhe lag er, nur wenige Meilen von Bogue entfernt. — Zwei bis drei Jahre blühte das Werk sichtlich. Taufbewerber gab es bald 400, die Taufe empfingen 77. Außer den zwei für die Mission angelegten Plantagen Carmel und Emmaus wurde an drei Orten: auf der Bogue (der in der Nähe von Carmel gelegenen Plantage Forsters),

in Irland und Mesopotamia, regelmäßig gepredigt.

Ach, wenn das so weiter gegangen wäre! Aber der Jamaika-Mission sollten Geduld- und Glaubensproben beschieden sein, mehr als den meisten anderen Feldern der Brüdermission.

Zunächst erwies sich die Oertlichkeit als ungesund. Man befand sich zwar in der Nähe der Negerhütten, aber inmitten eines ausgedehnten Sumpfes. Nur der dritte Teil des zugewiesenen Landes erwies sich als ertragsfähiger Boden. In jener Sumpgegend sollte die Arbeitsstätte der Mission sein für viele, viele Jahre.

Kein Wunder, daß das Malariafieber den Europäern viel zu schaffen machte, zumal sie für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen mußten und dabei in ihrem Uebereifer so arbeiteten, als lebten sie noch in der heimatlichen, gemäßigten Zone. Die harte Arbeit überstieg bald ihre Kräfte. Einen aus ihrer Zahl (Haberecht) raffte das Fieber schon im ersten Jahr dahin; der zweite (Schalleros) aber arbeitete auf einer anderen Plantage des Herrn Forster; so blieb Caries allein in Carmel zurück. Mehrfach lag auch er todkrank am Fieber darnieder. Einmal (14 Monate nach seiner Ankunft in Jamaika) schreibt er (im Diarium vom Januar 1756): „Heute verließ ich das Bett nach einem heftigen Fieberanfall, um den Abendgottesdienst zu halten. Nachher kehrte das Fieber in großer Heftigkeit wieder, so daß Herr Robinson (ein benachbarter Pflanzer) zu uns sagte, ich sei in größter Gefahr. Ich aber wußte es besser. Ich zog es vor, zum Herrn zu gehen. Und da keine anderen Brüder hier sind, bin ich mit dem Heiland eins geworden, für jetzt die armen Neger nicht zu verlassen." Und ein paar Tage später: „Etwa 20 Negerkinder knieten heute um mein Bett und baten den Heiland, ihnen ihren Lehrer noch zu lassen und wieder gesund zu machen. Auch die Taufkandidaten kamen, um für meine Erhaltung zu beten und füllten die Stube viermal. Und der Herr erhörte ihr Flehen und machte mich gesund."

Als Hauptschwierigkeit machte sich mehr und mehr der Umstand geltend, daß das Missionsmaterial aus Sklaven bestand. Damit war für die Missionare eine Abhängigkeit von den Pflanzern unerläßlich. Zudem zeigte sich bald, daß die Sklaverei hier eine harte war.

Sehen wir uns diese abgezehrten Gestalten einmal an! Kaum daß der Tag zu grauen begann, da erscholl der Muschelton, das Signal für die Sammlung der Neger zur Arbeit. Wer nicht den Peitschenschlag auf seinem bloßen Rücken fühlen wollte, eilte, so schnell erkonnte, seiner Abteilung zu. Standen die Haufen beisamen, so ging der herzlose Sklaventreiber, der vielfach weit grausamer, gefühlloser und gegen alles Mitleid abgestumpfter war, als der Aufseher oder Besitzer, an seine Arbeit. Erst wurde eine Zählung vorgenommen u. dann die ganze schwarze Herde aufs Feld hinausgetrieben. Selbst die Kinder von sechs Jahren an mußten schon Arbeitstiere abgeben. nJ besondern Gruppen nahm man sie zusammen; eine ältere, mit einer Rute bewaffnete Negerin trieb sie auf den Acker. Dort hatte jung und alt im heißen Sonnenbrande bei der harten Arbeit bis Mittag ununterbrochen auszuhalten. Dann erst gönnte man den Ermüdeten eine kurze Rast . Sie durften nun ihr karges Mahl, kalten Yams, geröstete Bananen oder Kassawabrot, verzehren. Und wieder ging es dann mit der Hacke hinaus, bis nach Sonnenuntergang die Erlösungsstunde schlug, wenn nicht noch bei Mondschein ein Dienst verlangt wurde. Wehe dem, der ermatten oder zurückbleiben wollte! Nicht umsonst hielten die Treiber die Peitsche, und die Gerte in der Hand. Nur zu oft schnellten sie auf den Rücken der Schwachen und Trägen nieder, um sie zu schleunigster Tätigkeit anzufeuern, oft freilich auch, um sich bei dieser willkommenen Gelegenheit an den hilflosen Opfern, wenn sie sich mißliebig gemacht hatten, zu rächen. Schlimmer noch erging es denen, deren Arbeitsleistung am Abend als ungenügend erkannt wurde. Bis aufs Blut wurden sie gepeitscht. Fast kein Abend verging, ohne daß das Seufzen und Schreien der Gequälten gehört wurde. Klagen hatten natürlich keine Wirkung.

Hier aber trat der Missionar in sein Recht. Bei den Weißen konnte er freilich nicht viel ausrichten, wenn etwa Alte und Schwache einmal ihre Zuflucht zu ihm nahmen und allerlei Bitten äußerten. In den Augen der Hartherzigen war er ja ebenso verachtet wie die Schwarzen, ja verhaßt; denn man sah in ihm den Anwalt der Neger und empfand ihn als eine stille Anklage des eigenen Gewissens.

Wann aber sollten denn eigentlich die Sklaven mit dem Missionar zusammenkommen, wann dieser mit ihnen sprechen, ihnen predigen können? Des Sonntags zwar ließ man den Frondienst ruhen, es sei denn, daß man der Leute bei der Abhaltung der Distriksmärkte bedürfte; wollten die Schwarzen aber nicht verhungern, so mußten sie die wenigen Stunden dieses einen frei zur Verfügung stehenden Wochentages in ihren eigenen „Kostgründen" zubringen, um dort zu säen, zu pflanzen, zu ernten. Sie mußten ja für ihren Lebensunterhalt ganz selbst aufkommen. Doch die Not macht erfinderisch. In dem Missionar erkannten die Armen, Verstoßenen ja doch bald den Menschen (und wenn es auch ein Weißer war), der ein Herz für sie hatte; zu dem trieb sie darum das Elend mit unwiderstehlicher Gewalt. Wo war sonst einer,, der ihnen Mitleid entgegentrug, der ihnen gab, was sie nicht kannten: Liebe? ja noch mehr, der ihnen erzählte von einer Liebe, die alle menschliche Liebe übersteigt, von einem Heilande, der auch für diese Aermsten der Armen gekommen sei, um ihr Elend zu teilen, um sie aus aller Not des Leibes und der Seele zu erlösen, damit sie schon hienieden selig und einst ewig glücklich leben könnten? der ihnen sagte, daß auch sie an den Herrlichkeiten des Himmels (von dem sie wohl gehört, daß er für die Weißen da sei, nicht aber für sie) mit Anteil hätten? Kein Wunder, daß sie alle, die solche frohe Botschaft des süßen Evangeliums vernahmen, nun lieber ihre Nachtruhe drangaben u. beim Schein des Mondes ihre Feldstücke bestellten, um dadurch des Sonntags ein paar Stunden zu gewinnen, in denen sie die Predigt besuchen, Gottes Wort in Unterricht und Sonntagsschule hören und auch lesen lernen konnten. Und die Brüder widmeten sich ihren Pflegebefohlenen an solchen Tagen von früh bis abends, ja gingen auch in der Woche zu ihnen, setzten sich an das Feuer, an dem sie ihre dürftige Abendmahlzeit bereiteten und lasen ihnen aus Gottes Wort vor oder unterwiesen sie.

---

## Das Toben der Völker wider Gott.

Von R. Kücklich.

Der ruhende Pol in der Flucht der Zeiten ist Gott, sein ewiges Sein. Er ist da und bezeugt mit souveräner Lebensherrlichkeit sein Dasein. Als der Ewigseiende ist er die Weltursache und darum auch der Weltherr, dessen Regiment absolut und unabänderlich ist. Die Gesetze, nach denen er regiert, entsprechen dem ewigen Ratschluß seiner weisheitreichen Liebe. Und die Geschichte der Menschheit, insbesondere die Geschichte des Reiches Gottes und die jeder gläubigen Seele, ist die zeitliche und die Erreichung seines vorgefaßten Weltzieles die ewige Rechtfertigung der

göttlichen Weltregierung. Sie bedarf sonst keiner weiteren Verteidigung.

Als Weltregent hält Gott die Fäden des Weltgeschehens in seiner allmächtigen Hand. Es muß doch alles gehen, wie er es will; auch die seiner Ordnung entgegenstrebenden Weltvorgänge, die mit der Sünde in organischer Verbindung stehen, müssen trotz allem das Ihrige dazu beitragen, daß zuletzt sein hoher Rat triumphiert.

Bei Gott hat alles seine Zeit, seine Weise, sein Gesetz. Zur Ausführung seines Willens wählt er frei nach Gesetzen, die uns nicht bekannt sind, seine Organe, solche, die er ehrt und immer wieder gebraucht, und andere, die er wider ihren Willen benützt, um sie darnach beiseite zu werfen. Niemand kann ihn ob solchen Verfahrens zur Rede stellen; denn ein Töpfer hat Macht, über seinen Ton nach freiem Ermessen zu verfügen. — Seine Kinder, die seinen Geist haben, ihn fürchten, lieben und ihm vertrauen, betrachten solches Tun Gottes mit Ehrfurcht und Anbetung. Aber ungöttliche Menschen, Weltkinder, die losgelöst sind vom Herrn, Erdenvölker ohne Christi Geist, lehnen sich auf wider sein göttliches Regiment. Erdenherren in trotziger Unabhängigkeit, Geistesfürsten vom eigenen Wissen geblendet, und die rohe Menge erklären: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!" (Ps. 2, 3.) Sie erheben nicht nur passiven Widerstand gegen Gottes liebevollen Willen, sondern sie versuchen durch aufrührerisches Toben, durch wahnwitzigen Widerspruch gegen die ehernen Tatsachen der göttlichen Offenbarung in der Geschichte, der lebendigen Bezeugung des Heiligen Geistes im menschlichen Gewissen und gegen die souveränen Ansprüche und Aussprüche des göttlichen Wortes Sturm zu laufen. Ja sie t o b e n ! Manche voll Uebermut, andere voll Unmut. Je nachdem. Im Namen der menschlichen Vernunft erheben sie fälschlich Einspruch gegen Gott, die höchste Vernunft, den ewigen vernünftigen Geist, der die menschliche Vernunft gab, dessen Denken sich in seinem Tun manifestiert, vollkommen weise, gerecht und lauter Liebe ist. Wie toben diese wildgewordenen Menschen voll Dunkel in ihrer sogenannten Wissenschaft wider Gott, den Schöpfer und Erhalter der Welt. Sie messen die die Unermeßlichkeit des Raumes ausfüllenden Werke Gottes mit der beschränkten Elle ihrer Erkenntnis. Daß dabei einer dem anderen widerspricht, ist bekannt. Ihre Versuche, sich und anderen die Welt und die Menschen verständlich zu machen, scheitern allzumal, weil sie dabei Gott außer acht lassen oder ihn ausschalten. Daß sie den Mund gehörig voll nehmen, kann man begreifen, wenn man bedenkt, wie sehr ihre Hypothesen hinken und der Stützen bedürfen. Um die Welt aus ihren ersonnenen Keimansätzen bis zu ihrer jetzigen Gestaltung zu erklären, um die Entwickelung des Menschengeschlechts bis zur Kulturhöhe der Gegenwart verständlich zu machen, läßt man Jahrmillionen aufmarschieren, daß einem dabei Hören und Sehen vergeht. Da kommt es auf eine Million mehr oder weniger gar nicht an. Weshalb auch so zimperlich sein! Dem D i c h t e r ist alles erlaubt, sagt man.

Die dunkeln Welterklärungsversuche der modernen Wissenschaft und die ungenießbaren Produkte einer wildgewordenen Philosophie sind zu vergleichen mit den schaumgekrönten Wogen des vom Sturm gepeitschten Ozeans. Mit elenmentarer Gewalt türmen sie sich auf und stürmen rauschend daher. Es hat den Anschein, als ob vor ihrem Wüten nichts bestehen könne. Werden sie den hochragenden Felsen dort zerbrechen und in die Tiefe stürzen? Werden sie das gegen ihr Drängen schwer kämpfende Schiff aus seinem Kurs werfen oder am Ende gar vernichten. Der Uneingeweihte, der den ersten Sturm auf See erlebt, zagt. Bei wachsendem Sturm und immer höher gehendem Wogenschall zagt nicht nur der Aengstliche, sondern es lähmt auch den Mut des Beherzteren. Doch der Kenner, der Erfahrene bleibt ganz ruhig. Er weiß, wie das zu gehen pflegt. Wohl hebt die Woge mit Gigantenkraft des Schiffes Vorderteil hoch empor, während das Heck in die aufgeregte Tiefe taucht. Laß dasselbe Spiel in wenigen Augenblicken sich wiederholen und fortsetzen. Mag auch der Ozeanriese von einer Seite auf die andere taumeln und sein Deck von der salzigen Meeresflut überschüttet werden! An seinem Bug, an seinen ehernen Planken zerschellt doch der rollende Wasserberg und sinkt ohnmächtig in sich selbst zusammen. Auf der überragenden Kommandobrücke steht ruhig und gelassen der Kapitän und befiehlt: Mit Volldampf voraus! Kurs beibehalten! Der Sturm verfliegt. Das Ungewitter legt sich. Der drohende Wolkenhimmel zerreißt. Ueber der schwarzen Tiefe leuchten die strahlenden Sterne. Und bald wird die Küste sichtbar.

Laß nur die Völker toben wider Gott. Die Erdenherren mögen ihre Macht wider d e n E i n e n ausprobieren. Die Geistesfürsten mögen stolz auf ihr Wissen pochen, daß es widerhallt vom Beifall einer berauschten Menge. Mag es versuchen, wer das will, die alte Gottesordnung umzustürzen, falsche Menschheitsideale aufzustellen und immer neue Glaubenssätze ihrer „Wissenschaft" formulieren. Es ist nichts als das Sturmgeheul und das Brausen wilder Meereswogen. „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer" (Ps. 2, 4). Er herrscht auch über das ungestüme Meer und stillet das Brausen seiner Wellen. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke. Er ist Gott und sonst keiner mehr. Es ist überflüssig, daß wir sein Dasein beweisen oder stützen. Der Sturm des Aufruhrs geht vorbei. Das Toben der Gottlosen wird stille. Und durch die feiernde Schöpfung schreitet ihr ewiger Herr. Mit dem Sphärenklang der Welt, die seiner Hände Werk ist, mischt sich der Jubelklang ewiger Anbetung und Wonne der durch des Lammes Blut erkauften und durch seinen Geist vollendeten Menschheit.

Du, Heiland! lebst und sitzest droben,
Zur rechten Hand der Majestät!
Du lebst, was achten wir das Toben
Der Welt, die uns verfolgt und schmäht!
Du lebst, was schaffet Satans List
Und Wut, wie groß sie immer ist.

Ausgew.

---

## Traurige Folgen des Aufschubs.

Von W. J o s t.

Als ich in den Jahren 1857—58 Prediger der Wiconisco Station in der Ostpenn. Konferenz war, brach daselbst zu einer gewissen Zeit der Typhus in einer schreckenerregenden und tödlichen Form aus. Fast jede Familie in dem Städtchen und Umgegend wurde davon mehr oder weniger betroffen. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich viele Leute. Eine bedeutende Anzahl der kräftigen Männer und Frauen fielen dieser fatalen Seuche zum Opfer. Obzwar ich dieses Umstandes wegen sehr in Anspruch genommen war, die vielen Kranen zu besuchen, mit ihnen zu beten, die Trauernden zu trösten, an Leichenbegängnissen zu amtieren, und auch manche sich bewogen fühlten, sich zu Gott zu wenden, so nahm ich diese Heimsuchung wahr und hielt etliche Wochen lang jeden Abend Gottesdienst Eine bedeutende Anzahl Männer und Frauen traten auf die Seite des Herrn und drangen durch den lebendigen Glauben an Christum ins göttliche Leben ein. Ganze Familien wurden für den Herrn gewonnen.

An einem Abend saßen drei junge Männer, die nahe Verwandte waren beisammen in der Kirche. Ich und andere traten zu ihnen und suchten sie zu bewegen, diese Zeit der gnädigen Heimsuchung wahrzunehmen und sich für den Herrn zu entscheiden. Zwei derselben erklärten sich willig, so zu tun, wollten aber den Dritten, der den Namen Peter trug, mit haben, und baten denselben dringend und sogar mit Tränen, mit ihnen zu gehen. Sie sagten zu ihm: „Wir haben miteinander dem Teufel gedient und ein gottloses Leben geführt, aber von nun an wollen wir Gott dienen und unsere Seelen retten." Auf ihr dringendes Einreden wurde er sehr aufgeregt und sagte entrüstet: „Lasset mich in Frieden. Wenn ihr gehen wollt, so gehet. Bekümmert euch nichts um mich. Ich bin Mann genug für mich selbst zu sorgen" — und verließ die Kirche. Da nun Peter weder meinen Rat noch den Rat seine rFreunde annehmen wollte, so kamen dieselben ohne ihn hervor an den Betaltar, und nach einem heftigen Bußkampf drangen sie noch jenen Abend ins göttliche Leben ein und gingen mit Freuden nach Hause. Schon den nächsten Tag wurde die traurige Botschaft an mein Haus gebracht, daß Peter sehr krank darnieder liege und in der Fieberhitze ganz schrecklich phantasiere. Denselben Tag um Mitternacht wurde an meiner Haustür geklopft, und als ich geöffnet hatte, fand ich einen von Peters Freunden vor der Türe stehen, der mich dringend bat, den kranken Mann ohne Verzug zu besuchen, indem er etwas zum Bewußtsein gekommen sei und seine Mutter, eine fromme Frau, ein Verlangen habe, daß ich mit dem kranken Sohn beten sollte. Schnell machte ich mich fertig und eilte dem Krankenhause zu, kam aber nur eine kurze Strecke, als schon jemand mir entgegen kam, mich im Dunkeln erkannte und fragte, ob ich auf dem Wege zu Peter sei. Auf meine bejahende Antwort teilte er mir die traurige Botschaft mit, daß ich zu spät sei, Peter sei gestorben.

Diese schrecklichen Worte: „Zu spät!" Wie dieselben jetzt noch in meinen Ohren gellen und mein Herz mit Trauer erfüllen!

Ich ging nun wieder zurück nach Hause mit einem schweren Herzen und mit Gefühlen durchdrungen, die nicht auszusprechen sind. An weiteres Schlafen für jene Nacht war nicht zu denken. Ich konnte den armen Peter nicht von meinem Gemüt bringen. Abends vorher im Gottesdienst, dem göttlichen Zug der rettenden Gnade widerstrebend, und jetzt schon in der Ewigkeit! Den nächsten Morgen ging ich nach dem Haus seiner Eltern, wo er gestorben war. Welch ein unbeschreiblicher Schmerz und Kummer konnte man nicht in dem Angesicht seiner Eltern und seines jungen Weibes, die fromme Glieder meiner Gemeinde waren, lesen! Das Weib rang unaufhörlich ihre Hände in Verzweiflung und rief mit kläglicher Stimme: „Wie kann ich den Gedanken ertragen, daß mein Mann nicht gerettet sein soll!" Seine Mutter sagte mir unter heißer Tränenflut, daß Peter, als er kurz vor seinem Tod zum Teil zur Besinnung kam und sie ihn ermahnte, sich betend zu Gott zu wenden, den Kopf schüttelte und wisperte: „Es ist zu spät, Mutter, ich kann nicht beten. Der Himmel ist wie verschlossen, ich kann keinen Halt gewinnen." Peters Vater, als er mich ersuchte, den Leichengottesdienst zu halten, sagte: „Wir haben keine Hoffnung für den Peter, und ich wünsche, daß du an der Leichenfeier zur Warnung für andere offen sprichst." Es war die traurigste Beerdigung, die ich je hatte.

Am Abend dieses Tages hatten wir eine ganz merkwürdige Versammlung. Fünfzehn junge Männer, Freunde und Verwandte des Verstorbenen, kamen in tiefer Zerknirschung an den Betaltar, und unter heißen Tränen und ernstlichem Flehen suchten sie Vergebung ihrer Sünden durch den Glauben an Christum und sein Verdienst. Um etwa elf Uhr, da wir alle ermüdet waren und alle ausgenommen einer, ein jüngerer Bruder des Verstorbenen, der Washington hieß, bekannten, Vergebung erlangt zu haben, die Versammlung für jenen Abend beschließen wollte, so rief dieser Heilsuchende in größter Seelenangst aus: „Um Gottes willen schließt die Versammlung nicht, und laßt mich nicht heimgehen, ohne Gnade erlangt zu haben. Ich kann nicht heimgehen, wenn ich an meinen armen Bruder Peter denke." Unter diesen Umständen konnte natürlich von einem Beschließen der Versammlung nicht mehr die Rede sein, und somit hielten wir weiter an mit Beten und dem Bußfertigen die Verheißungen des Wortes Gottes vorzuhalten, und etwa um Mitternacht offenbarte sich das Licht der vergebenden Liebe in seinem Herzen. Frohlockend und Gott preisend gingen wir alle heim.

Am andern Tag sprach ich in dem Hause von Washingtons Eltern vor und fand, zu meiner Ueberraschung, seine Mutter bitterlich weinend. Auf meine Nachfrage, gab sie mir zur Antwort: „Mein Sohn ist sehr krank. Der Arzt war gerade hier, und er sagte, Washington könne nur noch kurze Zeit leben. Er hat das Fieber in seiner bösartigsten Form."

Ich betrat das Krankenzimmer, und nie werde ich das frohe Halleluja und den Siegesjubel vergessen, womit ich begrüßt wurde. O, wie freute sich der Kranke, daß wir ihn den vorigen Abend nicht heimgehen ließen, ehe er gerettet war. Sein Ende war ein herrliches.

Wie können wir aber den Unterschied in der Lage dieser zwei Brüder in der Ewigkeit begreifen? „Ihr sollt wiederum sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten und Gottlosen, und zwischen dem, der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet."

---

### Das Ende eines Aussätzigen.

Dicht neben dem Hause eines Christen wohnt in einer Hütte ein sechzigjähriger Greis, den um des Aussatzes willen die Seinigen verlassen haben. Vor einem halben Jahre, so erzählt der Missionar in Lilong, schlugen ihm seine lieben Verwandten vor: „Bedenke doch, ob nicht Sterben besser wäre als ein solch elendes Leben."

Der arme Alte antwortete: „Was Ihr da saget, ist nicht ganz ohne; das Leben wird mir manchmal gründlich verleidet."

Die Verwandten gingen sogleich, ihm einen langen Rock, als Totenkleid zu kaufen; aber als alles bereit war, konnte der alte Mann sich nicht zum Sterben entschließen, sondern ließ es noch anstehen. Einstweilen aber schaffte er sich doch einen Topf mit Gift (Opium) an, um damit seinem Leben ein Ende zu machen, sobald es ihm geraten schiene.

Eines Tages kam sein einziger Sohn an die Hütte des Alten, ihm etwas zu bringen. Er rief hinein, aber der Vater gab keinen Laut von sich. Bald versammelten sich etliche Nachbarn und warfen Steine gegen die Tür, allein da drinnen blieb alles still, und hineinzugehen wagte niemand.

Man redete nun allerhand: Der Alte hat gewiß sein Gift genommen und liegt jetzt tot da; wenn man die Leiche nicht fortschafft — huhuhu, welch ein Verderben! Dann setzen sich die Fliegen auf ihn und verbreiten das Gift des Aussatzes überall hin. Man wird dann alles Gemüse wegwerfen müssen u. s. w.

Es wurde nun auf den Sohn eingestürmt: „Du mußt sehen, die gefährliche Leiche schnell fortzuschaffen. Dinge ein paar Bettler, auf daß sie deinen Vater begraben."

Der Sohn eilte auch gleich fort, um den Armen etliche Totengräber zu finden. Kaum

aber war er fortgegangen, als ein mutiger Dorfältester herbeikam, die Tür aufstieß u. keck das Innere der Hütte betrat. Da zeigte sich's, daß der Alte in einem sehr tiefen Schlafe lag.

Der Dorfälteste schickte also dem Sohne einen Boten nach: er solle nur die Totengräber abbestellen. Doch der Bote kam zu spät: die Totengräber kamen einhermarschiert und verlangten die ausbedungenen zwanzig Mark.

Jetzt war guter Rat teuer. Man beratschlagte hin und her. Die Weisen des Dorfes sagten zum alten Aussätzigen: „Du siehest, wie weit die Sache schon gediehen ist. Da ist's nun gewiß das Beste, wenn du dich heute noch oder morgen begraben ließest. Es geht jetzt vollends in einem hin."

Der Aussätzige schien das auch selbst einzusehen: Wenn die Leichenträger schon da sind, warum dann noch lange zaudern? Also nahm er Abschied von seiner Schwiegertochter und seinen zwei Enkeln: „Nicht wahr, Ihr sorget recht gut für Eure zwei Schweine und Eure Hühner und Gänse. Möge es Euch gut gehen!"

Schnell kaufte nun der Sohn einen Sarg und holte das Totenkleid. Die Nachbarn aber gaben dem Vater ein fettes Huhn und Schweinefleisch zu seiner letzten Mahlzeit. „Gute Nacht! Gute Nacht!" wurde hin und her gerufen und das Begräbnis auf den frühen Morgen bestellt.

Als der Tag anbrach, wurde der Sarg vorangetragen; der Alte schritt hinter diesem einher; dann kam der Sohn mit dem Totenkleid und dem Topf voll Gift. Man hatte eine halbe Stunde weit zu gehen auf einen kahlen Hügel. Dort wurde schnell ein Grab gegraben; der Alte zog sein Totenkleid und neue Schuhe an und setzte sich, seinen letzten Reis mit Hühnerfleisch zu verzehren. Darauf trank er in größter Gemütsruhe seinen Topf voll Gift aus und legte sich selbst in den Sarg. Man wartete nicht, bis er sein Bewußtsein verloren hatte, sondern machte gleich den Deckel zu. Der Dorfälteste aber stand dabei und sah zu, daß alles ordentlich und ehrlich zuging. Als sich das Grab über dem Sarge schloß, kehrten alle um mit dem Gefühl, daß sie diese Sache auf's Beste abgemacht hätten.

---

## Die Bartholomäusnacht.

Der Monat August weist manche Gedenktage von ernster, weitreichender Bedeutung für die Geschichte der Völker auf. Ward der 10. August, der Tag der Zerstörung Jerusalems, einst verhängnisvoll für das Volk der Juden, so steht der 24. wie mit einem Brandmahl gezeichnet da in der Geschichte Frankreichs, und das schöne und doch so unglückliche Land leidet noch bis heute unter den Folgen jenes himmelschreienden Frevels, welcher vor 335 Jahren in der Bartholomäusnacht an Tausenden von treuen Bekennern des evangelischen Glaubens begangen worden ist.

Schon früh hatte die evangelische Lehre zahlreiche Anhänger in Frankreich gefunden, unter dem Volk sowohl als unter dem Adel des Landes; ja sogar Glieder des königlichen Hauses zählten zu ihren Bekennern und Beschützern. Aber die Feindschaft der katholischen Partei unter der Führung der Herzöge von Guise und der Haß der Königin Katharina von Medici, der Mutter des schwachen Königs Karl der Neunte, war groß und reifte endlich, nachdem ein jahrelanger Bürgerkrieg keine Entscheidung herbeigeführt hatte, in ihnen zu dem verbrecherischen Plan, alle Hugenotten — so nannte man spottend die Evangelischen — mit einem Schlage zu vernichten.

An der Spitze der letzteren stand neben den Prinzen von Conde und dem jungen König Heinrich von Navarra vor allem der Admiral Kaspar von Colingy, einer der edelsten und bedeutendsten Männer jener Zeit; und gegen ihn besonders richtete sich der Haß der Feinde. Es gelang der ränkevollen Königin, die Häupter der Protestanten durch schmeichelnde Worte und Freundschaftsbezeugnungen zu täuschen. Alle Hader, so versicherte sie, sollte vergessen, und durch den Friedensvertrag von St. Germain für immer beendet sein, jeder sollte frei seines Glaubens leben dürfen; ja es gelang Katharina sogar, den jungen Heinrich von Navarra mit der Prinzessin Margarete von Valois zu verloben trotz der Abneigung, welche die Mutter des jungen Fürsten, Johanna d'Albret, gegen diese Verbindung hegte. Eine treue Anhängerin des Evangeliums, hatte sie einst, als man in sie drang, wieder katholisch zu werden, das Wort gesprochen: „Lieber wollte ich meinen geliebten Sohn und meine Krone ins Meer werfen, als wieder zur Messe zu gehen." Jetzt ahnte sie, daß ihrem Sohne und ihren Glaubensgenossen Unheil drohe. Doch ihre Warnungen waren umsonst, alle namhaften Protestanten, alle Häupter der Partei, folgten der Einladung, zur Vermählungsfeier nach Paris zu kommen. Auch die Königin Johanna rüstete sich schweren Herzens zur Reise. In Paris angelangt, wurde sie von einem Unwohlsein befallen, und bald erkannte sie, daß der Tod ihr nahe. Wirklich verschied sie nach kurzer Krankheit sanft, ja freudig, nachdem sie ihre weinende Umgebung mit den Worten getröstet hatte: „Wollt ihr weinen, wenn Gott mich heimruft in den Hafen der Ruhe, wohin mein Herz sich schon lange sehnt?" Ihr Sohn Heinrich empfing die Nachricht von ihrem Heimgang, während er noch auf der Reise begriffen war. Tieferschüttert eilte er nach der Hauptstadt, begleitet von 800 hugenottischen Edelleuten, die alle tiefe Trauer angelegt hatten.

Zehn Wochen später, am 18. August, läuteten die Glocken der Notre Dame-Kirche zur Hochzeitsfeier Heinrichs von Navarra und Margaretes von Valois; doch hinter den Huldigungen, welche man dem jungen König und den Seinen darbrachte, lauerte der schwärzeste Verrat, denn schon in der Nacht vom 24. auf den 25. August gab der schrille Ton der Glocke von St. Germain den heimlich zusammengetretenen Bürgerkompagnien das Zeichen zum Beginn der Pariser Bluthochzeit, d. h. der Niedermetzelung der Hugenotten in dem furchtbaren Blutbade der Bartholomäusnacht. Wie eine verderbenbringende Sturmflut wogte das Heer der Bewaffneten durch die Straßen der Stadt, drangen die Mörder in die Häuser, überfielen die wehrlosen Hugenotten u. erwürgten sie erbarmungslos. Der ehrwürdige Admiral von Colligny fiel als eines der ersten Opfer durch die Diener des Herzogs von Guise, der den mit dem Wunden bedeckten Leichnam zum Fenster hinausstürzen ließ und dem Toten noch einen Fußtritt in das edle Antlitz versetzte. Das Haupt wurde dem Ermordeten vom Rumpfe getrennt und der Königin gebracht, des kopflosen Leichnams bemächtigte sich der Pöbel, schleifte ihn durch die Straßen der Stadt und hängte ihn endlich an einen Galgen. Von König Karl dem Neunten, der anfangs dem Mordplan widerstrebte, sich dann aber von seiner Mutter dafür gewinnen ließ, wird erzählt, er habe bei der Nachricht von dem Tode Colignys ausgerufen: „Man töte nicht nur den Admiral allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen kann." Und in der Tat, das Morden wurde fortgesetzt; die Häuser und Straßen hallten wider von dem Klirren der Waffen, dem Stöhnen der Sterbenden und dem Triumphgeschrei der Verfolger. Drei Tage und drei Nächte dauerte das entsetzliche Blutbad in Paris, nur wenigen gelang es zu fliehen, und die Prinzen von Conde sowie Heinrich von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie die Messe besuchten

und damit scheinbar zum katholischen Glauben zurückkehrten. Die großen Städte des Landes folgten dem Beispiel der Residenz, die verhaßten Ketzer auszurotten. In Frankreich sollen damals über 30,000, nach andern Berichten gegen 100,000 Hugenotten den Tod erlitten haben. Die siegreichen Feinde feierten ein kirchliches Dankfest, ja der Papst ließ sogar eine Denkmünze prägen, die auf der einen Seite sein Bildnis zeigt und auf der andern die Niedermetzelung der Hugenotten. Doch wie die Feinde auch triumphierten, jenen treuen Blutzeugen gilt das Wort des Herrn: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr." Wir dürfen gewiß sein, daß die Krone des Lebens ihnen, welche die Treue hielten bis an den Tod, als Gnadenlohn geschenkt worden ist; aber auch hier auf Erden können wir bei dem Blick in die Geschichte schon etwas merken von der vergeltenden Gerechtigkeit des heiligen Gottes, der die Sünde straft und heimsucht bis ins dritte und vierte Glied an denen, die ihn hassen, welcher aber die, so ihn lieben, segnet bis ins tausendste Glied.

Oder ist es nicht erschütternd, wenn man bedenkt, wie die Nachkommen der schrecklichen Katharina an den Folgen der Bluthochzeit zu Grunde gegangen sind? Schon ihr Gemahl Heinrich der Zweite war gefallen durch einen Lanzenstich, den er im Tournier erhielt, nachdem er kurz zuvor den hochverdienten Professor Dubourg, der es gewagt hatte zur Schonung der Evangelischen zu ermahnen, zum Feuertode verurteilt hatte. Als der König sterbend zusammenbrach, breitete man in der Verwirrung eine Decke über seine Leiche, in welcher die Worte eingewirkt standen: „Saul, Saul, was verfolgst du mich!" Die drei Söhne Heinrichs und Katharinas, die alle die evangelische Lehre zu unterdrücken suchten, folgten einander schnell auf dem Tron. Franz der Zweite regierte nur ein Jahr, Karl der Neunte verfiel bald nach der Bartholomäusnacht in Verfolgungswahn; überall sah er sich von Geistern der Gemordeten umringt und zu Tode gehetzt. Nach zwei Jahren endete er in Verzweiflung, in seinem eigenen Blute erstickend. „Ich verderbe! Ach wieviel Blut! Gott vergib mir, ich war verführt! Ich kann nicht gerettet werden!" Das war der letzte Aufschrei seiner gemarterten Seele. Sein Bruder Heinrich der dritte fiel durch den Dolch eines fanatischen Mönches, nachdem er selbst den Herzog von Guise, den Hauptschlächter der Pariser Bluthochzeit, hatte ermorden lassen. Der letztere erfuhr dieselbe Behandlung, welche er einst dem edlen Coligny hatte zu Teil werden lassen. Als nämlich seine Leiche vor den König gebracht wurde, gab ihm dieser einen Fußtritt ins Gesicht. Inmitten dieser Greuel hauchte auch die schreckliche Katharina ihr Leben aus, das mit soviel Schuld beladen war, und so erlosch das Haus Valois, und die Krone ging nun auf Heinrich von Navarra, Heinrich der Vierte, über dessen Regierung bessere Zeiten für die Hugenotten anbrachen, denn obgleich er äußerlich zur katholischen Kirche übertrat, blieb er doch im Herzen evangelisch und schützte die früheren Glaubensgenossen. Freilich, als die Jesuiten ihn durch Meuchelmord beseitigt hatten, brachen unter seinen Nachfolgern aufs neue grausame Verfolgungen gegen die evangelische Lehre u. ihre Anhänger aus, und man kann wohl sagen, daß dadurch der finstere Geist der Revolution über Frankreich und sein Herrscherhaus heraufbeschworen wurde, der den Thron stürzte, den unglücklichen König Ludwig der vierzehnte mit seiner Gemahlin und vier Glieder des Adels auf das Blutgerüst brachte. Wer muß da nicht erkennen: „das sind Gottes Gerichte!"

Aber andererseits sehen wir auch das Walten der göttlichen Gnade über den treuen Märtyrern der evangelischen Wahrheit und ihren Nachkommen. Das Geschlecht des edlen Coligny ist nicht untergegangen, es lebt noch heute fort in mehr als einem evangelischen Fürstenhause. Auch das Kaiserhaus der Hohenzollern gehört zu diesen. Die Tochter Colignys, der es gelang, in der furchtbaren Bartholomäusnacht zu entfliehen, ward später die Gattin des großen Statthalters der Niederlande, Wilhelm von Oranien, und die Großmutter der frommen Luise Henriette, der Dichterin des Liedes „Jesus meine Zuversicht", und Gemahlin des großen Kurfürsten, des Begründers der Größe Preußens. Wie dieser hochherzige Fürst ein Beschützer der Protestanten war, so sind bis heute die Hohenzollern, seinem Vorbilde getreu, ein Hort des Evangeliums geblieben, und Gottes Segen hat sichtbar auf ihnen und ihrem Volke geruht nach seiner Verheißung.

In Frankreich regt sich jetzt von neuem das evangelische Leben; viele Priester treten zum Protestantismus über. Gebe Gott, daß diesem hochbegabten Volke das Licht des reinen Evangeliums, das in den Greueln der Pariser Bluthochzeit einst erstickt werden sollte, noch einmal wieder hell aufleuchte, um nie wieder zu erlöschen.

## Das Beten in „Wahrheit".

„Sie müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Joh. 4, 24.

Die Samariterin fragt Jesus, wohin sie die Schuld ihres Lebens tragen solle, um mit Gott versöhnt zu werden, nach Jerusalem oder nach Garizim. Nicht dahin und nicht dorthin, antwortete Jesus: Die Gott anbeten, „müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Sie hat Gott überall, jetzt in diesem Brunnen wie daheim in ihrem Hause. Aber „in der Wahrheit" muß sie beten. Schon außerhalb des Gebetes ist Unwahrheit wie eine schleichende Krankheit für die Seele. Im Gebet selbst wirkt sie unmittelbar lähmend. Denn im Gebet leuchtet Gott in den Menschen hinein und deckt sein Verborgenes auf. Nie hatte Jesaias so deutlich empfunden, daß er ein Mann „von unreinen Lippen" sei, als in jener Gebetsstunde. Wenn nun das Verborgene aufgedeckt ist, so verlangt Gott von dem Menschen, und der betende Mensch fühlt es auch, daß er die Sünde bekenne und lasse. Daran aber fehlt viel. Bekennen mag er wohl, aber lassen, den Abschied für immer mag er der Sünde nicht geben. So betet er mit versteckten Gedanken, nicht „in der Wahrheit". Das gibt dann ein betrübtes Beten. Er sucht Vergebung, aber empfängt sie nur halb ;er sucht neues Leben, aber er empfängt es nur halb. Nicht daß er zur Sünde entschlossen sei, aber er rechnet mit neuen Versuchungen, mit einem neuen Fall, statt mit einem Sieg, statt mit dem Entschluß der Lebensänderung. Das ist es auch, weshalb viele Menschen vergeblich um den heiligen Geist bitten. Sie wollen einen heiligen Geist, ohne doch der Sünde entsagen zu können und wollen. Die Samariterin soll „in der Wahrheit" beten, mahnt sie Jesus. Sie soll ohne Vorbehalt ihre sündige Seele vor Gott niederlegen, soll sie ihm schenken, und nichts für sich übrig behalten wollen.

Wer gegen sich selbst wahr ist, der wird kein Scheingebet mehr tun, wie Israel seine Scheinopfer brachte und so tat, als wollte es Gott ehren. Der „wahrhaftige" Anbeter, wenn er sich vor Gottes Angesicht stellt, sucht in Wahrheit Gottes Ehre. Er weiß, vor wem er steht und mit wem er redet. Moses zog die Schuhe aus vor dem brennenden Busch, und David legte seinen Königsmantel ab, als er die Lade Gottes heraufbrachte. Alles Irdische und Menschliche hat in Gottes Nähe draußen zu bleiben und zu schweigen; Gott ist zu groß, die Welt und der Mensch zu klein. Gleich wie Jesaia, als

er im Gesicht den Herrn sah, nur ihn sah und die Herrlichkeit seiner Erscheinung und die Seraphim zu seiner Rechten und Linken, so ist der wahrhaftige Beter von Gottes Majestät erfüllt. Hat er Gott zuvor manche Ehre versagt, und für sich oder andere in Anspruch genommen, jetzt gibt er sie ihm unbegrenzt, dem allein Ehre gebühret. Hat er zuvor manches an Gottes Ordnung nicht recht gefunden, jetzt liegt er auf dem Angesicht, das Geschöpf vor seinem Schöpfer: Er ist der Alleinweise und Alleinherrliche: „Alles, was er macht, das ist recht." Und **was der Mensch zu** bitten [illegible] es sind nicht mehr irdische Erwägungen, sondern daß Gottes Herrlichkeit weiter den „Wolken, Luft und Winden" gebe „Wege, Lauf und Bahn". Alle Lande sind seiner Ehre voll. Wer so Gott anbetet, der betet „in der Wahrheit", und die Himmel sprechen Amen.

— Ausgew.

---

### Nichts Besonderes und doch sehr viel.

Ein junger Pastor, eben ins Amt gekommen; eine Gemeinde, vorwiegend Arbeiter; der erste Todesfall; die Anmeldung seitens des Küsters: „Heute Nacht ist auch der Weber gestorben." Der Pastor fragt, wer das sei. „Ein fleißiger Besucher des Gottesdienstes; er fehlte wohl nie; sonst ist nichts Besonderes von ihm zu sagen."

Im Laufe des Tages geht der Pastor zum Hause des Webers, nach den Anverwandten zu sehen, sie zu trösten. Er findet zwei ältliche gebrechliche Menschen, Schwestern des Verstorbenen. Das Stübchen, in das sie ihn führten, war einfach und klein, aber sauber und ordentlich, mit guten frommen Bildern und mit einigen wohlbekannten trefflichen Büchern, den sogenannten alten Tröstern. Man kam natürlich auf den Verstorbenen zu sprechen. Heinrich Meier, oder wie er sonst mit seinem richtigen Namen hieß. Den Schwestern kamen die Tränen, als sie von ihm zu erzählen begannen. Eigentlich, meinten auch sie, sei nichts Besonderes von ihm zu sagen. Aber sie erzählten bald dieses und jenes, und es war deutlich zu erkennen, wie lieb die drei einander gehabt hatten.

Der Heinrich hatte schon als Kind die Musik über alles wert gehalten, und da er konfirmiert worden war, hatte ein Stadtmusikus den dafür begabten Knaben in seiner Kunst ausbilden wollen. Heinrich jubelte, aber der Vater entschied, daß er wie seine Väter am Webstuhl bleiben und arbeiten solle. Und so geschah es, und der Junge fand sich gehorsam, wenn auch mit heimlichem Weh darein.

Als er ausgelernt hatte, regte sich bei dem Jüngling der deutsche Wandertrieb. Er hatte von jeher einen lebhaften Sinn, voll aufgeschlossen für Gottes wundervolle Schöpfung. O wie freute er sich auf's Wandern in der schönen Gotteswelt von Stadt zu Stadt und immer weiter in die Lande hin! Aber die alte Mutter sagte, sie hielte die Trennung von dem Sohne wohl schwerlich aus. Da blieb er daheim und kam auch nachmals in seinem Leben nur wenig über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus. Gemurrt hat er nie darüber, aber es war ihm doch ein Opfer gewesen.

Zum Mann herangereift, dachte er daran, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er liebte ein treffliches Mädchen. Mit einer starken, reinen Liebe liebte er sie und trug ihr Bild still im Herzen seit Jahren. Allein die Eltern waren gestorben, und die beiden Schwestern waren ihr Lebtag kränklich gewesen. Wer versorgte sie, wenn der Bruder eine eigene Familie gründete?! Da gab er seinen Herzenswunsch daran, für den er gelebt und gehofft hatte. Und Gottes Segen war mit ihm gewesen, daß es ihm in einem arbeitsreichen Leben gelang, seine Schwestern über sein Grab sicher zu stellen. Heute nun lag er da, still und kalt, und auf seinem weißen Antlitz ruhte der Friede Gottes.

Es ist nichts Besonderes von dem Weber zu sagen, hieß es hier und da auf Erden. Und gewiß hatte der Mann selbst mit all seinem Entsagen nichts Besonderes tun und sein wollen. Ein anderer aber, der den Dingen durch die Hüllen auf den Grund sieht, der hat wohl auch hier das große Wort von dem treuen Knecht gesprochen, das Matth. 25, 21 zu lesen ist: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu des Herrn Freude!"

Wie die Wellen
Meerwärts schnellen,
So eilt unsre Lebenszeit.
Jahre schwinden —
Laß dich finden,
Herr der Zeit und Ewigkeit!

---

Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

## Vereinigte Staaten

### California.

San Diego, California, den 15. Juli 1915. Liebe Geschwister im Herrn! Wir sind nun hier in San Diego und ich habe hier eine große Arbeit wegen Land für 125 Familien Russen. Die armen Leute sind ja auch ihres Glaubens wegen von Rußland weg gegangen und, nachdem sie in Los Angeles längere Zeit gewohnt haben, wo ihnen aber das Stadtleben nicht gefiel, über die Grenze nach Mexico gegangen. Weil die Verhältnisse daselbst aber immer noch nicht geregelt werden, sind sie sich einig, dort weg zu ziehen, um wieder nach den Vereinigten Staaten zu kommen. Es ist für sie dort sehr schwer. Ihren Weizen, der dort übrigens nur spärlich gedeiht, können sie nicht anders verkaufen, als wenn sie $10.00 per Tonne zahlen, und müssen denselben mehrenteils hierher fahren, welches, weil es **nahe an 100 Meilen** von San Diego ist, immer so 5 bis 6 Tage dauert. Zudem müssen sie noch $2.00 per Tonne an die Vereinigten Staaten zahlen. Maschinen, Wagen und Lebensmittel kaufen sie meistenteils hier, müssen dann aber auf der Grenze unerhört hohen Zoll zahlen, beinahe so viel, als die Sachen gekostet haben. Dann müssen sie unerhörte Kopfsteuer zahlen und für **Pferde und Vieh** dasselbe. Sie kommen manchmal ganz traurig zu uns, weil sie schwer jemand finden, mit dem sie sich verständigen können. Nun mein Russisch geht noch nur sehr schwach, aber doch lebt es immer mehr auf je mehr ich mit ihnen zu tun habe. Sobald sie ihre Ernte beendet haben, wollen sie im Ernst auf diese Seite der Grenze kommen. Es sind wieder etliche hier und haben ihren Wunsch sehr ernst ausgesprochen, herumzusuchen, ob wo eine passende **Gelegenheit** für sie zu finden ist.

Unser Sohn Willie hat sich, wie bekannt, mit einer jungen Witwe verheiratet und wir sind nun mit Peter allein. Dieser hat eine recht gute Stelle in der Stadt. Meine liebe Frau hat ja ihre Beschäftigung im Hause. Von Geschwister Franz Klassen kann ich berichten, daß sie noch immer so weg handeln. Er war vor etwa sechs Wochen hier. Es ist schade, daß P. Klassens gerade zum Krieg zurück nach Rußland gezogen sind. Wer weiß, was es noch alles gibt!

Mit herzlichem Gruß an Editor und die Leser der Rundschau,

P. W. Thiesen.

## Michigan.

Auburn, Michigan, den 12. Juli 1915. Das beste Wohlsein und Gottes Segen dem Editor u. allen Lesern zum Gruß!

Wiederum ist der „glorreiche" 4. Juli vorbei. Diesmal war er vielen nicht passend, weil er am Sonntag eintraf. Einige feierten schon Sonnabend, andere Sonntag, die Mehrzahl aber Montag den 5. Juli. Die Städter machten Ausfahrten zum Strande, zu der sogenannten Beach und in Parks. Bei uns hier ging es ohne welche Unfälle ab, aber in der Stadt Bay City gab es zwei schwere Unglücksfälle. Montag abends den 5. Juli um 7 Uhr 30 Min. brach durch Feuerraketen Feuer aus in Knapps Holzstall am Südende der Stadt. Der Wächter und seine Frau wollten es mit Eimer und Wasser auslöschen, was ihnen aber nicht gelang. So schlug er Lärm, worauf die Feuerwehr sich sofort zur Hilfe auf den Weg machte. Die städtische Feuerwehr besaß einen Autowagen, der die Spritze mit sämtlichem Zubehör und acht Mann trug. Dies Auto kostete der Stadt $9000. Als dieses nun auf dem halben Wege zur Brandstätte war ,an Winona Avenue, mußte es ein sehr schräglaufendes doppeltes Bahngeleise überfahren. Die Grand Trunk und die Michigan Central Bahnen laufen parallel neben einander. Als das Auto eben das Geleise strich, kam auch der von Chicago kommende Schnellzug angerast, und der Kuhfänger desselben fing das schwere, 20 Tonnen wiegende Auto auf und warf die ganze Masse 20 Fuß weit nach der Seite. Zwei Mann waren gleich tot, zwei sehr schwer verwundet, die wohl sterben werden. Die andern vier kamen etwas leichter davon. sind aber doch für eine geraume Zeit arbeitsunfähig. Der Schlauch- und Leiterwagen kam von der entgegengesetzten Richtung. Er mußte über eine große Brücke, die Pferde wurden scheu, drehten auf der Brücke zu kurz nach einer Seite, die ganze Geschichte krippte um und fiel auf zwei Männer, die mit gebrochenen Gliedern hervorgehoben wurden. Der Schade am Wagen war nur leicht; aber vom ersten Fahrzeug sind nur Bruchteile geblieben. Die Lokomotive nebst Tender sprang vom Geleise und ging noch mit gebrochenem einseitigem Zylinder 20 Ruten auf den Schwellen weiter. Daß unter den Passagieren ein Schrecken ausbrach, ist selbstverständlich, denn die Dampf- und Luftbremsen wurden mit großer Kraft angesetzt, was einen großartigen Ruck gab. Von den Passagieren wurde niemand verletzt. Der Zug hatte drei Stunden Verspätung.

Die Witterung ist dieses Jahr sonderbar; immer noch zu kalt. Niemand kann sich solchen Wetters entsinnen. Corn und Bohnen wollen nicht vorwärts. Regen ist zur Genüge, auf manchen Stellen schon zu viel. Aber doch können wir zufrieden sein, denn wir sind bisher verschont geblieben vor großen Stürmen, von denen die Zeitungen aus den Staaten Ohio, Indiana, Missouri und andern mehr berichten, wo der angerichtete Schade in die Millionen geht, wo er Häuser und Scheunen umgeworfen und Menschenleben gefordert hat. Alles sind Heimsuchungen Gottes. Wie schwer straft Gott die Völker. Spricht man zu den Menschen und macht sie aufmerksam auf die ernsten Zeiten, so wird man bespöttelt und lächerlich gemacht; ja, der Unglaube macht sich breit. Gesagt wurde mir: Kriege hat es gegeben und wird es geben, denn die Welt hat sich überarbeitet und übervölkert, so muß Raum gemacht werden. Und die Naturereignisse hat es früher auch gegeben. Alles das ist nichts neues, nur heute kommen die Berichte von weit und breit schneller zusammen, als vor hundert Jahren, und so wird die Menschheit in Schrecken gejagt. Dies sind die Ausreden der Weltmenschen, und gläubige Kreise werden mit hineingezogen. Und doch lehrt die Heilige Schrift: Den Menschen wird bange werden auf Erden vor Angst und Warten der Dinge, die da kommen sollen.

Ja liebe Leser! Die Zeiten sind ernster Art. An allen Enden der Erde regt sich der Unfriede, auch über unserm Lande türmen sich Wolken des Unfriedens. Neid und Haß herrscht unter den Klassen der Menschen. Wenn sie sagen werden: Friede, Friede, so wird's kommen über sie wie ein Fallstrick. Satan, der große Widersacher versucht alle Künste, die Menschheit einzuschläfern, sie in Gleichgültigkeit, Hochmut und Sicherheit einzuwiegen. Am besten gelingt es ihm, die Menschen glauben zu machen, er existiere gar nicht. Ich ging zwei Jahre in eine sogenannte gläubige Versammlung. Hier hörte ich niemals Teufel, Hölle oder Verdammnis erwähnen. Höchstens fand sich solches manchmal in den Strophen der Lieder. Es wird den Menschen nur das Ideal „Christus" gepriesen. Gottes Liebe zu den Menschen wird sehr oft erwähnt. Er kann gar nicht zürnen u. s. w. Vom christlichen Charakter wird sehr viel gepredigt. Von Buße, Versöhnung mit Gott, Wiedergeborenwerden, das ist zu abgeschmackt. Wir leben in einer modernen Zeit, hören moderne Predigten und haben modernes Christentum. Liebe Leser, seid auf der Hut und lasset dies nicht in eure Gemeinschaft einschleichen, sondern arbeitet in Wachen und Beten dem allen entgegen. Die Bibel laßt gelten, denn sie ist Gottes Wort und gibt uns alles klar und genau an, was alles kommen soll, so wir fleißig forschen und um Erleuchtung durch den Heil. Geist beten. Gebeten muß darum werden, denn Pfingsten waren die Jünger auch im Gebet versammelt und sie empfingen den heiligen Geist.. Der Herr Jesus sagt: Ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr der himmlische Vater wird den heiligen Geist geben, denen, die ihn darum bitten. Diesen müssen wir alle haben, der leitet in alle Wahrheit und straft die Welt Lügen.

Wenn man die Berichte darüber, was sich alles im alten Vaterlande zuträgt, liest, fühlt man, daß wir sollten Buße tun und uns näher zu Gott wenden, um Gnade flehen, aber nicht so denken, wie einer kürzlich zu mir sagte: Man wird alles gewöhnt, so auch den Krieg! Trauriges Bekenntnis! Der Herr unser Gott wolle uns gnädig u. barmherzig sein!

John Kaweck.

## Canada.

### Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 12. Juli 1915. Werte Rundschau! Wenn auch nicht gerade besondere Neuigkeiten zu berichten sind, so gibt es ja doch noch immer etwas Erwähnenswertes zu berichten. Insbesondere möchte ich denn den lieben Verwandten und Bekannten wo immer sie auch sein mögen, mitteilen, daß unser Sohn Heinrich S Rempel schon seit über eine Woche krank zu Bette liegt, auch noch von Besserwerden nichts zu vernehmen ist. Wie der Doktor erklärt, ist es Lungenkrankheit, die ja auch im schlimmsten Fall zu Tode führen kann. Wenn wir auch, und besonders die Familie (Frau und Kinder), es schwer empfinden würden, wenn es diesen Weg gehen sollte, so ist es ja doch alles in Gottes Hand. Er kann es auch so lenken, daß er noch gesund wird.

Schw. P. Schmidt liegt seit gestern im Wochenbett. Der Herr hat ihnen einen Sohn geschenkt. So wie es sich hört, sieht es bis jetzt alles gut an.

Das Getreide sieht hier auf den meisten

Fortsetzung auf Seite 11.

**Die Mennonitische**
**Rundschau**

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
**Scottdale, Pennsylvania.**

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

**Erscheint jeden Mittwoch.**

**Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.**

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

**C. B. Wiens, Editor.**
**SCOTTDALE, PA.**
**U. S. A.**

**28. Juli 1915.**

# Editorielles.

—Was dem einen als unbedingt notwendig und nützlich erscheint, hält der andere für vollkommen überflüssig und unnütz. Der Landmann, berichtet: „Trotz aller Proteste hat man die berühmte Freiheitsglocke wieder über Land nach einer Ausstellung geschickt. Es nützt dies der Glocke und dem Volk weniger als der „Commission", welche mit der Glocke auf Regimentskosten reist." Es ist wahr, daß es weder der Glocke noch dem Volk nützt, doch würde die Glocke nicht geschickt worden sein, wenn gewisse Leute, auch außer der Commission, es nicht für nützlich gehalten hätten. — Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführt haben.

—In unserm deutschen Bücherkatalog findet sich auf der fünften Seite die „Deutsche Lehrer Bibel" No. 121½ verzeichnet. Diese Bibel hatten wir vor einiger Zeit als ausverkauft gemeldet und einige Bestellungen, die wir nicht mehr ausführen konnten, haben wir mit Zustimmung der Besteller aufbewahrt bis wir wieder imstande sein würden, die erwähnte Bibel zu liefern. Jetzt ist eine neue Auflage derselben erschienen, und wir haben sofort nach Empfang der ersten Exemplare den eben erwähnten Bestellern ihre Bibeln zugeschickt. Sollte nach einiger Zeit einer oder der andere derselben seine Bibel nicht erhalten haben, so möchte er uns darüber bald benachrichtigen.

In der alten Auflage war die Schrift nicht allzu klar und deutlich, in dieser Beziehung zeichnet sich die neue vorteilhaft vor ihr aus, der Druck erscheint jetzt weit klarer, was besonders allen Lesern gefallen wird, deren Augen nicht mehr scharf sehen, aber auch für solche, die noch gut sehen können, ist der klarere Druck eine Erleichterung beim Lesen.

— Laut den Berichten geht bei den kriegführenden Ländern alles wohl. Die Deutschen und Oesterreich-Ungarn machen schnelle Fortschritte im Osten und führen gleichzeitig auch ihre Pläne im Süden und Westen aus, während sowohl Rußland als auch Frankreich und Italien mit ihren Erfolgen ebenfalls befriedigt sind. Wer sich zu beklagen hat, das sind die Neutralen, wenigstens wir, die Vereinigten Staaten. Einmal über das andere haben wir uns über die Gewalttätigkeiten der Deutschen zu beklagen und könnten es doch so gut haben, wenn wir der gefährlichen Kriegszone fern bleiben wollten. Die Angelegenheit mit der „Lusitania" war noch nicht beigelegt und nun ist schon wieder ein britisches Schiff „Orduna" von einem deutschen Unterseeboot angegriffen worden, und auf demselben sind amerikanische Passagiere gewesen. Selbstverständlich herrscht wieder große Aufregung über die „deutsche Frechheit". Man braucht aber nicht sich allzusehr zu wundern, weder über die hiesige Aufregung noch über die Beharrlichkeit der Deutschen im Versenken der Schiffe, denn wir leiden nun einmal alle daran, daß wir immer glauben, der andere sollte sich zu unserer Meinung bekehren. Die Deutschen haben wenigstens das für sich, daß sie aus Notwehr handeln, was von uns jedoch nicht gesagt werden kann, wir müssen vielmehr bekennen, daß wir die Gefahr freventlich herausfordern, wenn amerikanische Passagiere auf englischen Dampfern die Kriegszone passieren.

— Wenn wir auf den Mangel an Berichten aus dem Leserkreise schauen, scheint es uns fast als ob wir in derselben Lage sind wie die Farmer, welche vor der Ernte vergeblich Tag für Tag und von Woche zu Woche nach einem durchdringenden Regen ausschauten. Viermal an jedem Tage sehen wir uns erwartungsvoll nach der Tür um in der Hoffnung, daß der Postbote etwas für die Rundschau bringen werde, finden uns aber immer wieder getäuscht, wenn statt der erwarteten Berichte der Posttasche nur eine Menge Zeitungen und einige Geschäftsbriefe entsteigen. Die zu Schanden gewordene Hoffnung muß dann wieder auf die nächste Post gesetzt werden. So geht es von einem Tage zum andern, bis dann und wann ein Bericht kommt und uns den sinkenden Mut wieder neubelebt. Etwas genauer besehen, stellt es sich doch heraus, daß unsere Lage trotzdem entschieden besser ist, als die des von einer Mißernte heimgesuchten Farmers. Uns steht immerhin noch anderes Material zur Ausfüllung der Rundschau zur Verfügung, wogegen der Farmer bei einer ausfallenden Ernte manches, das gefüllt werden sollte, ungefüllt lassen muß. Aber wir möchten gern und das nicht allein in unserm Interesse, sondern ganz besonders im Interesse der Leser, daß der Inhalt der Rundschau dem Zweck des Blattes entspreche. Und da wir wissen daß manche unserer Leser trotz der vielen und schweren Arbeit und dem Mangel an Zeit ab und zu gern nach der Feder greifen und ihre Erfahrungen in dieser Zeit niederschreiben, möchten wir daran erinnern, daß Mitteilungen aus dem Leserkreise, wenn sie auch nur einige Zeilen umfassen, bei uns dankbare und willige Aufnahme finden. Daß wir jetzt einigermaßen vernachlässigt werden, ist ja eigentlich ein gutes Zeichen, man erkennt daran, wie groß der Segen ist, den die Farmer einzuheimsen haben, und das sollte uns alle dankbar stimmen gegen den Geber aller guten Gaben, der auch seine Hand nicht zurück zieht, wenn die Menschen selbst darnach trachten, sich gegenseitig zu vernichten.

## Aus Mennonitischen Kreisen.

P. J. Fast, Litchfield, Nebraska, schreibt den 14. Juli: „Wir haben dies Jahr viel Regen; das Corn ist spät, der Weizen wird bald geschnitten werden. Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut. Grüßend, P. J. F."

D. F. Hiebert berichtet: „Wir gedenken Dallas, Oregon, zu verlassen und wieder nach Cnada reisen. Unsere Postoffice wird vorläufig Lanigan in Saskatchewan sein. Zum Winter wollen wir uns wieder nach Steinbach, Manitoba begeben. Mit Gruß, D. F. H."

D. J. Troyer, Midland, Michigan, berichtet: „Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut. außer daß hier eine neue Krankheit eingekommen ist, welche der Lungenseuche nicht unähnlich ist, aber sie ist mehr im Halse, als an den Lungen. Die Doktoren wissen nicht, was es ist. Bischof Ja-

cob Gascho ist jetzt in unserer Mitte. Den 13. war bei Isaak Kaufmans Hochzeit, wo Br. Jonathan Maß und Louise Kaufman verehelicht wurden durch Br. Gascho. Wir wünschen ihnen des Herrn Segen. Heute den 15. wird David L. Gerbers jüngste Tochter beerdigt. Ihr Name ist Malinda. Sie ist beinahe zwei Jahre alt geworden u. war nur eine kurze Zeit krank in der neuen Krankheit. Br. Christian Beiler und Weib von Ohio sind jetzt in unserer Mitte. — Das Wetter ist jetzt schön warm mit ziemlich viel Regen. Die Frucht sieht schön aus, aber das Obst ist durch die späten Fröste erfroren."

---

Fortsetzung von Seite 9.

Stellen prachtvoll aus. Wenn es so fort geht, kann es eine reiche Ernte geben. An Feuchtigkeit fehlt es nicht; ;ja man muß sagen: nicht zuviel und nicht zu wenig, d. h. für das Wachstum des Getreides. Wenn auch nicht große Gußregen gekommen sind, so hat es doch öfter so mäßig geregnet. Für den Graswuchs hätte es noch durchdringender kommen sollen, es wird daher nur sehr wenig Heu geben. Man hört öfters darüber klagen, wie man es mit dem lieben Vieh machen wird. Doch trösten sich die meisten Farmer mit der Aussicht, daß es reichlich Stroh geben kann, wenn es so fortgeht und nicht vom Hagel zerschlagen wird, so wie hier eines Tages vorige Woche nördlich von Steinbach ein Hagelschauer gegangen ist und etwas, nicht total, dem Getreide Schaden gemacht hat. Auf Stellen soll auch das Gemüse und die Kartoffeln zerschlagen sein, welche eben nach dem Frost ausgegrünt hatten. Es kann aber auch noch schlimmer kommen, also können wir noch gar nicht wissen, ob sie das Getreide werden einheimsen können, wenn es auch jetzt gut aussieht. Der Herr hat auch dies in seiner Hand.

Klaas R. Barkmann, Sohn des hiesigen P. Barkmann, ist Sonnabend, den 10. von seiner mehrwöchentlichen Besuchsreise im Westen, Herbert und Langham, zurückgekehrt, und unsere Kinder Abraham Schultzen, Langham, die uns hier besuchten, sind vorigen Freitag, den 9., zurückgefahren. Unser jüngster Sohn Gerhard ist mitgefahren, um dort etliche Monate zu verweilen. Also sind wir, ich, meine Gattin und unser Pflegesohn (Großkind) allein zuhause. Es kommt uns etwas einsam vor, doch mögen alte Leute auch gern Ruhe haben.

Der l. Freund Siemens sollte doch nicht vergessen haben, wenn er an seinen Vetter Aron Lepp, der hier nicht längst von Rußland angekommen ist, durch die Rundschau schreibt, daß dies auch noch viele andere lesen, die hier im Norden wohnen. Ich muß sagen, daß es mich etwas (wenn ich mich so ausdrücken darf) gekitzelt hat, wenn er dort in seinem Briefe so grobe Ausdrücke braucht: „So sind sie doch nach einem Klima verschlagen, wohin man nur Verbrecher zur Strafe senden sollte." Der arme Mann hat wahrscheinlich auch nicht daran gedacht, daß er sich selbst widerspricht. Denn zu jener Zeit, als er Agent war, wie mir Leute sagten, daß er es gewesen ist für das Land im westlichen Canada, wo das Klima jedenfalls nicht milder ist als hier bei Steinbach und im südlichen Manitoba, — wird er doch nicht um Verbrecher geworben haben, dorthin zu ziehen, sondern um tüchtige und ehrliche Farmer, die der Regierung und dem Lande zum Nutzen wären, nicht wahr? Oder sollte auch damals, wie mir vorkommt, daß es jetzt so ist, der Dollar die Rolle gespielt haben? Ich denke, Freund Siemens hätte dies nicht tun sollen, wenn er seinen Freund oder Vetter auch gerne in einer bessern und wärmern Gegend haben möchte. Das dürfen wir ihm auch gar nicht zur Last legen ,denn der Freund Loepp trifft hier auch gleich einen Sommer an, der nicht sehr verlockend ist; aber er macht auch eine Ausnahme, die es dort im Süden auch noch geben wird.

Heinrich Rempel.

---

### Saskatchewan.

Herbert Saskatchewan, den 13. Juli 1915. Will nach längerem Schweigen und Nachdenken wieder etwas von hier hören lassen. Die Ernteaussichten sind hier gegenwärtig ausgezeichnet. Das Erstgesäte steht ziemlich ganz in den Aehren. Wir sind soweit auch vor Hagelschaden bewahrt geblieben. Ein Real Estät-Mann in Herbert sagte, daß dieses Jahr wohl schon für $600,-000 Hagelversicherung genommen worden ist (in Herbert). Gegenwärtig fangen die Grasmaschinen an zu klirren, aber es nimmt nicht mehr lang, dann soll der praktische Binder seine Kunst zeigen.

Soeben erhielt ich Grüße von Manitoba, von Abr. L. Töws, Myrtle, und Franz Görtzen, Morden; Dank! Auch euch wünsche ich allen Erfolg. Ich durfte auch Prediger Löppky von Halbstadt, Man., hier in Herbert auf der Konferenz treffen und auch mehrere andere werte Bekannte. Ja die verschiedenen Konferenzen der verschiedenen Gemeinschaften sind wieder für ein Jahr abgehalten worden. Wenn einDichter singt: „Es wird nur eine Herde und nur ein Hirte sein," dann sehen wir, daß es hier auf Erden noch nicht ganz dahin gekommen ist. Doch Gott kennt die Seinen.

Eine Hochzeit hatten wir den 8. d. Mts. in unserm Schulhause. Die Glücklichen waren Peter J. Schellenberg und Maria S. Thießen. Diese hatten ein nettes Programm aufgestellt, welches auch im Segen durchführt wurde, auch Ansprachen, Musik, Gesang und viele Glückwünsche. Es war auch ein sehr schöner Tag. Auch Geschenke wurden entgegengenommen. Mir ist's so, selbst die „Rundschau" würde ihnen in ihrem neuen Stande unentbehrlich sein, und Br. Wiens schickt sie ja gerne jedem Anfänger auf ein Jahr frei. Die Adresse würde sein: Peter J. Schellenberg, Herbert, Sask., Canada. (Er sendet sie auch diesmal gern und ebenso einen wohlgemeinten Segenswunsch. Ed.)

Ich breche hiermit ab und verbleibe wie immer,

Jakob J. Toews.

---

Hepburn, Saskatchewan, den 14. Juli 1915. Werte Rundschau! Ich möchte einmal wieder dir ein paar Zeilen mit auf den Weg geben. Verschiedene Gedanken gehen mir in dieser Zeit durch den Kopf, doch über alles denke ich viel daran, wie wichtig es ist, daß wir in einer so ernsten Zeit leben. So sagt auch der Apostel in Eph. 5, 10: „Schikket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit." Weiter heißt es in 1. Kor. 7, 29: „Die Zeit ist kurz!" Wenn damals, wieviel mehr heute? In Gal 6, 10 heißt es: „Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes tun an jedermann."

O bedächten wir es doch mehr, daß wir noch Zeit **haben, denn es kommt** eine von der es in Offenbarung Johanne heißt: „Und es wird hinfort keine Zeit mehr sein." Oft muß ich bei mir ausrufen: Was sind wir Menschen, was ist unser Leben? Jakobus sagt: „Es ist ein Dampf, der eine kleine Zeit währet." Und Doch sind wir mitunter so fest an dieser sündlichen Erde, die uns nichts geben kann, wenn der Herr des Himmels und der Erde seinen Segen zurückzieht. Das haben wir auch hier bei Hepburn herum gesehen. Alles trocken, von Himmelfahrt an keinen durchdringenden Regen. O wie traurig schaut dann oft alles aus. Rundum Regen, und hier ging es immer vorbei. Es schien mitunter so, als habe der liebe Vater dort oben unser vergessen. Doch nein! Er ist noch nie zu spät erwacht, und wenn auch die Jünger

einst auf dem stürmischen Meer so dachten, daß er zu spät erwachen würde, vielleicht, weil er unten im Schiff mal so weich auf einem Kissen schlief. O nein, er erwachte gerade zu rechter Zeit.

Gestern stiegen große Gewitterwolken im Süden auf und kamen immer näher, bis sie sich auch über Hepburn und nächster Umgebung ergossen, so daß es recht naß geworden ist. O wie hat sich mein Herz gefreut! Ihm sei Ehre und Dank dafür, denn wir sind ja so sehr abhängig von ihm. Aber so auch im Geistlichen. Nur zu oft ertappen wir uns in einer oder der andern Sache, wo wir ausrufen müssen: O Herr, vergib! Ja, es geht auch mir wie Br. Bestvater hier Montag in der Abendversammlungsansprache sagte: Er sei noch kein Engel, er stehe noch mit beiden Füßen auf der Erde. Nun Gott sei Dank, wenn wir noch das Gefühl in uns tragen, daß wir noch nicht vollkommen sind. Das ist Wahrheit, und Wahrheit muß doch Wahrheit bleiben und wird es auch; jedoch ist es so, daß wir Menschen oft nichts so ungerne hören, als die Wahrheit. Ich glaube aber, es wird uns zu wenig von der Wahrheit gesagt, weil wir uns oft fürchten vor Verletzungen. Darum wird sie oft vertuscht, aber nicht bei Gott. O könnten wir mehr die Wahrheit sehen und — auch frei verkündigen!

Joh. J. Kröker.

## Gottes Stimmen.

In einem schwäbischen Landstädtchen waren Wasserleitungsarbeiten zu machen. Dieselben wurden dem jungen S. übergeben, der schon öfter solche Aufträge ausgeführt hatte und in der ganzen Stadt als ein pflichttreuer und gewissenhafter Mann bekannt war. Er gehörte zu den „Frommen" und machte kein Hehl daraus. Diesem Mann war die Wasserleitungsarbeit übertragen worden. Tag für Tag war er mit seinen Arbeitern draußen, und in einigen Tagen hofften sie fertig zu werden. Eine Stelle machte ihnen noch Schwierigkeiten. Ein etwa sechs Meter tiefer Schacht mußte gegraben werden, und alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, die Wände des Schachts waren gesprießt und gestützt. Weil die Arbeit eilte, waren einige Arbeiter auch in der Nacht beschäftigt. Nach nochmaliger, eingehender Prüfung aller Einzelheiten ging S. eines Tages spät heim, befahl seine Arbeit und Arbeiter nochmals dem Schutze Gottes und legte sich im Bewußtsein, alles getan zu haben, was in seinen Kräften stand, zur Ruhe. Bald war er eingeschlafen. Er träumte: Ganz deutlich sah er den Schacht in dem die Arbeiter waren. Eingehend prüfte er jede einzelne Stelle, ob sie solide gestützt sei, und kein Einsturz drohte. Da plötzlich wurde ihm ganz heiß. Auf einer Seite gewahrte er einen klaffenden Riß im Erdreich, welchen er am Abend vorher noch nicht bemerkt hatte. Mit Entsetzen wurde ihm klar: Hier droht den Arbeitern Unheil, hier stürzt ein Teil des Schachtes ein. Eine fieberhafte Angst ergriff ihn, sodaß er erwachte und aufsprang. Aber Unsinn — es war doch ein Traum. In seiner Sorge nahm S. seine Zuflucht zum Gebet und befahl sich und seine Arbeiter dem Schutze des Hüters Israels, der nicht schläft noch schlummert. Von nahem Kurchturm schlug es zwei Uhr, als sich S. wieder legte. Er schlief ein, und wieder träumte er mit lebendiger Deutlichkeit, daß an einer bestimmten Stelle den ahnungslos in der Tiefe Arbeitenden Gefahr drohte. Wieder erwachte er, in Schweiß gebadet. Er stand auf, weckte seine Frau und sagte ihr mit kurzen Worten, was ihn innerlich bewegte. Diese suchte ihn zu beruhigen und zum Bleiben zu veranlassen. Er ließ sich jedoch nicht mehr aufhalten. Eben schlug es 4 Uhr, als er die Haustür hinter sich zumachte und so schnell er konnte dem Schacht zulief. Rasch zündete er ein Licht an und untersuchte geräuschlos die Wände des Schachts; und siehe da — genau an der Stelle, die er zweimal im Traum gesehen, war ein klaffender Riß, aus dem schon die Erde anfing sich zu senken. Eile tut not, aber es war nicht zu spät. Mit lauter Stimme rief er in den Schacht hinunter: „Unverzüglich kommt herauf!" Erschrocken, wer denn in stockdunkler Nacht oben am Schacht ihnen solchen Befehl erteilte, stiegen die Arbeiter eilig herauf und waren aufs höchste erstaunt, ihren Arbeitgeber mit bleichem Gesicht vor ihnen stehen zu sehen. Viel Zeit war nicht zu verlieren. Mit Entsetzen wurde es ihnen zur Gewißheit, daß es eine halbe Stunde später zu spät gewesen wäre, und sie dann lebendig begraben worden wären unter dem einstürzenden Schacht. Mit vereinten, angestrengten Kräften wurde nun bis zum Morgen gearbeitet, um den Schaden wieder auszubessern und das Unglück zu verhüten. Als die Morgensonne aufging, stieg ein heißes Dankgebet zum Himmel empor.

Solche Vorfälle sind nicht so selten. Viele Gläubige haben schon ähnliches erlebt. Man sollte hierin eine Stimme Gottes sehen, und wohl dem, der das erkennt.

Ganz gewiß sind auch in deinem Leben schon Gottes Stimmen erklungen. Die Frage ist nur die, ob du sie wohl verstanden hast. Er redet nicht immer auf die gleiche Weise.

Ein Mann hatte nur ein bescheidenes Einkommen und eine große Familie. Beständig murrte er über die drückenden Verhältnisse, in denen er lebte. Eines Tages besuchte ihn ein Verwandter und erzählte von einem gemeinsamen Freund, welcher plötzlich sehr reich geworden war. Anstatt sich nun darüber zu freuen, rief der Mann aus: „Ach, es scheint, als wenn Gott andern das Geld und mir die Kinder gibt. Ich wünschte, ich hätte weniger Kinder und mehr Geld." Und was geschah? Mit der Zeit änderten sich die Verhältinsse dieses Mannes vollständig. Er wurde reich, aber zugleich wütete Krankheit unter seinen Kindern. Einem Kindersarge folgte bald ein zweiter. Da merkte der Vater, daß ihm seine Kinder näher ans Herz gewachsen waren, als er je gedacht hatte. Er hatte elf Kinder gehabt; aber eines Tages sah er sich mit einer Tochter allein, und auch diese lag auf dem Krankenlager. Die geschicktesten Aerzte wurden an ihr Bett gerufen, der Vater mochte Tag und Nacht nicht von dem Bett seines Kindes weichen, aber auch sie ging hinüber in jene Welt. Was konnte dem beraubten Vater das Geld für einen Trost geben? Er hätte gern alles irdische Gut geopfert, wenn er nur eines seiner Lieben hätte zurückholen können. Da brach sein Herz, und nun vernahm er die Stimme Gottes, die so eindringlich zu ihm sprach. Jetzt eilte er zu Jesu und suchte Vergebung seiner Sünden. Er fand sie, er fand mehr. Der alte Mann erhielt Trost und Frieden für sein krankes Herz. Als ein stiller Mensch konnte er weiter durchs Leben wandern, aber seine Augen waren geöffnet für das Jenseits, und in seinem Leben war es neu geworden.

Man kann so etwas nicht bedenken, ohne daß man's wirklich klar erkennt: Gottes Ruf ergeht an einen jeden Menschen. Er schaut aus, ob er nicht all den Menschenkindern seine Gnade und seinen Frieden geben kann. Ja, man darf sagen: Bis in die letzte Stunde hinein läßt Gott nicht ab zu suchen und zu retten, was verloren ist. —

In einer europäischen Großstadt wohnte ein Mann, der gleich dem verlorenen Sohn den Becher sündlicher Lust bis auf die bitteren Hefen geleert hatte. Nun ging's ihm aber so, wie es dann oft kommt. Zu-

jetzt bricht über solche armen Menschen die Verzweiflung herein, und dann scheint ihnen nur noch ein Ausweg zu bleiben, nämlich der Selbstmord. Also beschloß jener denn, sich zu ertränken. Er machte sich auf und eilte dem nahen Flusse zu. Vielleicht noch fünf Minuten, und dann war das Entsetzliche geschehen. Der Mann war auf seinem Wege durch die große Stadt an Hunderten von Menschen vorübergegangen. Keiner hatte sich um den Unglücklichen gekümmert, und doch hätte ein aufmerksamer Beobachter in seinen Gesichtszügen Trauer und Verzweiflung lesen können. Die Menschen eilten an ihm vorüber. Kaum einer richtete den Blick auf den Mann, und keiner legte ihm die Frage vor, was ihm das Herz bedrückte. Kam denn niemand? Kam auch nicht der Heiland, der treue Hirte, der doch die verirrten Schäflein sucht? Es schien so, als wenn sich kein Mensch seiner erbarmen wollte. Und doch, ein kleines, bleiches, siebenjähriges Mädchen kam angegangen. Es hatte in dem Gesicht jenes Mannes dort das tiefe Weh gesehen. Großes Mitleid ergriff ihr Herz; sie konnte nicht an ihm vorübergehen. Die Kleine überwand ihre innerliche Furcht und Schüchternheit und trat zu dem Manne hin. Indem sie ihn mit großen, dunklen Augen anschaute. nahm sie seine Hand und sprach zu ihm im Ton des herzlichsten Erbarmens: „Bist du traurig? Glaubst du an Gott?" Wie kam es, daß diese Worte den Mann so erschütterten? Er weinte mit lauter Stimme, und dabei wurde seine Seele mit Hoffnung und Freude, mit Wonne und Weh erfüllt. Was war es, daß er gar nicht mehr daran dachte, seinen Leib töten zu wollen, sondern daß es ihm jetzt wichtig wurde, seine Seele zu retten? War es nur das liebevolle Mitleid des Kindes? Oder hatte die Frage, welche das Kind an ihn gerichtet hatte: „Glaubst du an Gott?" solches bewirkt? — Es war die Stimme Gottes, welche jetzt an sein Ohr schlug, die Stimme des treuen Hirten, der ausgegangen war, um das Verlorene zu suchen. Sein Herz erwachte für Gott. Der Mann merkte jetzt, daß der Herr ihn wirklich gesucht hatte. Er konnte nicht mehr weiter, sondern gab dem Herrn sein Herz. —

Das sind einige Bilder aus dem Leben. Sie alle predigen uns von dem Herrn, der nicht aufhören kann uns nachzugehen. Sie verkündigen uns die Liebe Gottes, die nicht will, daß irgend einer verloren gehe. Sieh Herz, wenn du diese Botschaft liesest, dann möchte auch an dein Ohr Gottes Stimme erklingen, dann solltest du sein Mahnen und Locken verstehen: Er liebt dich, er sucht dich, er möchte dich selig machen!

## Gott der Herr ist Sonne und Schild.

Psalm 84, 12. 13.

Eine alte Geschichte erzählt uns: der römische Kaiser Trajan habe einst den gelehrten und frommen Rabbi Josua, den er sehr liebte, über das Dasein und Wesen Gottes befragt. „Ihr lehrt, daß euer Gott überall sei, und rühmt euch, daß er unter eurem Volk wohne. Ich möchte ihn doch einmal sehen!" sprach der Kaiser. Josua erwiderte: „Gott ist unzweifelhaft gegenwärtig, allein man kann ihn nicht sehen; kein sterbliches Auge vermag seine Herrlichkeit zu schauen." Aber Trajan bestand darauf, er wolle Gott sehen. „Gut," sagte endlich R. Josua, „laßt uns zuerst zu einem seiner Gesandten gehen!" Der Kaiser willigte ein. Da führte ihn der Rabbi am Mittag ins Freie und bat ihn, die Sonne anzuschauen, als sie ihre Strahlen in vollem Glanz verbreitete. Trajan rief aus: „Ich kann nicht sehen, das Licht blendet mich." Josua erwiderte: „Du bist nicht imstande, im Lichte eines seiner Geschöpfe auszuhalten. Kannst du erwarten, den strahlenden Glanz der Herrlichkeit des Schöpfers selbst zu ertragen? Würde ein solcher Anblick dich nicht vernichten?" Hat dieser jüdische Rabbi nicht trefflich geantwortet? Gott selbst hat einst seinem Knechte Mose gesagt, als dieser ihn bat: „Laß mich deine Herrlichkeit sehen!" „Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet."

Die Heiligkeit und Herrlichkeit Gottes aber ist uns in der Tat an der Sonne versinnbildlicht. Wie hier der Psalmist es ausspricht: „Gott der Herr ist Sonne", so hat auch der Seher der Offenbarung den Herrn Jesum gesehen, als einen, dessen Angesicht leuchtete „wie die helle Sonne". Als Johannes ihn sah, fiel er zu seinen Füßen als ein Toter, bis Jesus seine rechte Hand auf ihn legte und sprach: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot; und siehe ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes."

Tief ergriffen war Johannes von der Heiligkeit des Herrn. Sollten nicht auch wir davon lernen? Unserer Zeit geht so vielfach die wahre Gottesfurcht ab. Wer nie gezittert hat vor Gottes Heiligkeit, der kann auch die Größe der Gnade und die Herrlichkeit des Evangeliums nicht recht verstehen. Blaise Pascal, der geistreiche französische Gelehrte, sagt mit Recht: „Die Wahrheit wird daran erkannt, daß sie tötet." Davon muß jeder aufrichtige Jünger der Wahrheit etwas erfahren. Das ist eine tiefe Demütigung für uns. Aber es ist der Weg zur Erhöhung, zum Frieden und zur Freude in Gott.

Gott der Herr ist Sonne. Das hat ja doch auch eine überaus tröstliche Seite für uns Sünder. Das Licht der Sonne will uns nicht nur blenden, es will uns auch erleuchten, beleben und erwärmen. Die göttliche Wahrheit führt uns zur Erkenntnis des Heils und läßt uns in dem Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Erlöser das Leben finden. Da können wir dann mit dem Dichter jubeln;

Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ.
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist.

Und leuchtet einmal diese Sonne auf unsern Lebensweg, dann dürfen wir es in allen Stücken erfahren, was der Psalmist im 18. Psalm ausspricht: „Du erleuchtest meine Leuchte; der Herr mein Gott macht meine Finsternis licht." Immer wieder muß auch na chder Dunkelheit des Leidens dem Gerechten das Licht aufgehen und Freude den frommen Herzen. Einem jeden echten Christenleben muß etwas Sonnenhaftes eigen sein. Die Freude darf nie ganz fehlen auch in einem leidensvollen Leben nicht. Würden wir die Freude an Gott und seinem Wort verleugnen, so würden wir Gott als ein düsteres Wesen hinstellen, und er ist doch lauter Licht. Von dem Schotten Georg Moore, der als Knabe in bescheidenen Verhältnissen lebte und dann später einer der reichsten Männer Londons wurde, ist der Ausspruch bekannt: „Kaum gibt es einen größeren Irrtum, als dem Evangelium Düsterkeit anzudichten. Die Wege der Weisheit sind voll Frieden." Moores Grundsatz war: „Es lohnt sich, ein ganzer Christ zu sein." Je mehr dieser Grundsatz auch der unsrige wird, desto mehr werden wir es mit dem Psalmisten bekennen: „Gott der Herr ist Sonne."

Der heilige Sänger macht aber noch einen andern Vergleich. Er bezeichnet den Herrn auch als einen Schild. Wie köstlich war es einst für Abraham, als Gott ihm zurief: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn." Und

wie oft hat das Volk Israel während seiner Wüstenwanderung den Schutz des Herrn wider seine Feinde erfahren! Auch wir Christen sind von Feinden allerlei umgeben. Wir sind in Gefahren des Leibes, noch mehr in Gefahren der Seele. Satan, der Seelenmörder von Anfang, ist immer darauf aus, uns in Versuchung zu führen. Wie wichtig ist da die Ermahnung, die Paulus den Epheserchristen gibt: „Vor allen Dingen ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurigen Pfeile des Bösewichts." Man muß sich der Gefahren bewußt sein, in denen man steht; dann kann man sie in der Kraft des Herrn siegreich überwinden. Ist Gott unser Schild, so darf uns kein Feind fällen und kein Uebel schaden. Die Hauptsache ist die persönliche Lauterkeit, die Aufrichtigkeit und Echtheit unseres Glaubens. Eine Garnison, die einen Feind in ihrem Innern beherbergt, mag noch so tapfer sein, noch so gute militärische Kräfte haben, sie wird doch besiegt werden. Daher soll unser Augenmark vor allem auf unser eigenes Herz gerichtet sein. Wir sollen der Ermahnung unseres Herrn gedenken: Dann wird uns der Blick auf den Herrn, der unser Schild ist, kräftig trösten in all unsern Anfechtungen und Kämpfen. Wir wissen ja, der Herr ist stärker als all unsere Feinde. Ihm gehört der Sieg.

In alten Zeiten rief der Ritter etwa seinen Mannen zu: „Halt hart an mir!" Mit diesem Worte ermahnte er seine treuen Knechte im Kampfgewühl, nicht von seiner Seite zu weichen, sondern treulich und mutig bei ihm auszuharren. „Halt hart an mir", so ruft uns auch unser himmlischer Feldherr zu. Alles ist gewonnen, wenn wir bei ihm sind und bei ihm bleiben. Halten wir uns zu ihm, so hält er sich auch zu uns. Und wir werden wohlbehalten bleiben.


# Die Mennonitische Rundschau

ist ein Familienblatt, welches in allen Gemeinden der Mennoniten gelesen wird und welches in den Ver. Staaten, Canada, Deutschland, Oesterreich, Rußland, Afrika, Indien, Palästina, Asien, China und Südamerika seine Leser hat.

Die „Rundschau" bringt Korrespondenzen und Nachrichten aus allen Gegenden wo Mennoniten wohnen.

Berichte, Einladungen und Nachfragen, welche von allgemeinem Interesse sind, finden stets unentgeltliche Aufnahme. Die „Rundschau" war und ist dazu sehr geeignet, und durch Vermittelung derselben, haben sich viele Freunde gefunden, manche Sehnsucht wurde gestillt und viele Thränen wurden getrocknet.

Die „Rundschau" erscheint wöchentlich und wird jetzt 20seitig herausgegeben. Der Preis für Amerika ist nur $1.00; für Rußland $1.50 oder 3 Rubel per Jahr.

# Der Christliche Jugendfreund

ist ein illustriertes Sonntagsschulblatt; sorgfältig redigiert und ist allen christlichen Familien bestens zu empfehlen. Erscheint auch wöchentlich. Preis per Jahr für Amerika nur 40 Cents; für Rußland 55 Cents. Wer „Rundschau" und „Jugendfreund" zusammen bestellt und im Voraus bezahlt, bekommt beide Blätter, in Amerika für $1.25 und in Rußland für 3 Rubel 60 Kop. per Jahr.

Man adressiere alle Bestellungen an

**Mennonite Publishing House**

**SCOTTDALE, PENNA.**


### Rufe mich an in der Not.

Unter Zar Nikolaus dem Ersten war wiederum eine Verschwörung entdeckt worden und man hielt unzweideutige Beweise davon in Händen, daß es dem Kaiser hatte ans Leben gehen sollen.

Eine Anzahl der Verschwörer war bereits festgenommen, und auf die übrigen fahndete man mit ziemlicher Sicherheit.

Zu den ersteren gehörte ein Graf O., der aber jede Beteiligung leugnete und tatsächlich auch unschuldig war. Trotzdem sprach alles gegen ihn. Die Verhandlungen endeten nicht zu seinen Gunsten, und er war einer der erstene der zum Tode verurteilt wurde.

Was sein Los dabei besonders schwer machte, war, daß er erst kürzlich geheiratet hatte und eine junge geliebte Frau schier verzweifelnd zurückgelassen hatte.

Er versuchte alles, um seine Unschuld zu beweisen, aber vollkommen vergeblich. War es zu verwundern, daß unter solchen Umständen Verzweiflung und Bitterkeit in sein Herz einzogen und er an Gott und Menschen verzagte? Ja, so weit ging seine Seelennot, daß er zuletzt von dem Geistlichen keinen Trost mehr hören wollte.

Aber der treue Geistliche kam dennoch wieder und suchte um die Seele des Grafen zu werben, obgleich er nichts weiter erlangte, als daß dieser ihn reden ließ, ohne zuzuhören; und als einst heimlich beim Abschied der Pfarrer dem Gefangenen eine Bibel reichte mit der Bitte: „Lesen Sie darin, Sie werden Trost empfangen," da nahm derselbe das Buch, warf es in eine Ecke der Zelle und rief: „Ich will nichts zu tun haben mit einem Gott, der solche Ungerechtigkeit zuläßt! Nichts! Gar nichts! Hören

Sie mich! Und ich will auch Sie nicht wiedersehen!"

Wirklich gebärdete er sich denn auch bis zu dem nächsten Besuche des Pfarrers derart, daß dieser es für besser hielt, sich eine Zeitlang nicht mehr bei ihm blicken zu lassen, und nun war der Gefangene ganz und gar auf sich und seine Gedanken angewiesen. Nicht einmal ein Buch hatte er, sich zu zerstreuen.

Wie ein gefangenes Tier ging er Tag u. Nacht in seiner Zelle auf und nieder oder lag auf dem harten Strohlager, während verzweifelnde Gedanken in seinem Innern einander jagten, und dabei lag das Buch voll Freuden und Friedensbotschaft, voll Trost und Hoffnung verachtet dicht neben ihm am Boden.

Eines Tages stieß er mit dem Fuß an dasselbe und nahm es auf. Dabei fielen die Blätter auseinander, so daß er es aufgeschlagen in der Hand hielt, und unwillkürlich lasen seine Augen: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!"

„Lüge, nichts als Lüge!" sagte der Graf und lachte bitter, indem er die Bibel auf den Tisch warf.

Aber wieder blieb sie offen liegen, und nun las er: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet!"

Das griff in seine Seele. Er setzte sich zum Tisch nieder und las und las und trank wie ein Verschmachtender, der er ja auch wahrhaftig war, das Wasser des ewigen Lebens.

So lange es das spärliche Licht seiner Zelle erlaubte, setzte er seine Lektüre fort, und wenn die Dunkelheit hereinbrach, dachte er über das Gelesene nach.. Der Geist Gottes arbeitete an seinem stolzen, ungeduldigen Herzen und warf es schließlich, Trost und Hilfe suchend, voll Reue und Buße zu Jesu Füßen nieder.

„Ersuche jenen guten Prediger um einen nochmaligen Besuch!" bat er eines Tages den Gefangenenwärter, und freudig folgte der würdige Seelsorger diesem Rufe.

Mit de nWorten: „O, wie kann ich Ihnen genug danken für dieses köstliche Buch!" empfing der Graf seinen Gast, und mit heißem Dank gegen Gott schaute der treue Prediger in die jetzt so friedvollen Züge des Verurteilten,

„Bisher," fuhr dieser fort, „hielt ich es für ein großes Unrecht und empfand es als ein schweres Unglück, hier eingekerkert zu sein. Aber nun, da meine Augen aufgetan sind, sehe ich ein, warum es also hat kommen müssen und danke Gott dafür. hätte ich im steten Glück weiter gelebt, so hätte ich wahrscheinlich niemals das teure Bibelbuch kennen gelernt, und meine Seele wäre dem ewigen Tode verfallen, wogegen ich sie jetzt getrost in dessen Hände gebe, dem ich auch mein treues Weib befehle. Versprechen Sie mir, Herr Pfarrer, daß, wenn für mich alles vorüber ist, Sie meiner Frau dies Bibelbuch selbst übergeben wollen und sie bitten, beim Andenken an unser kurzes, schönes Glück, darinnen zu forschen und zu suchen, bis auch sie das ewige Leben findet."

—

Einige Freunde des Grafen hatten noch einmal versucht, in einer Eingabe an den Kaiser die Unschuld des Gefangenen darzutun, und noch einmal lebte die irdische Hoffnung neben der himmlischen in seinem Herzen, aber — es sollte die letzte sein.

Das Gesuch wurde abgewiesen und der Tag der Hinrichtung festgesetzt.

Ruhig und gefaßt hörte der Graf diesen Bescheid und bat nur, ihm zu gestatten, daß er an seine Gattin und seine Schwester schreibe. Es waren köstliche Briefe, durchweht von dem Frieden, den er im Kerker gefunden, und voll von der herrlichen Siegeshoffnung, auf welche gestützt er seinen letzten Gang antreten wollte.

Der Todestag kam heran. Schon früh am Morgen desselben hörte der Graf Geräusch vor seiner Zelle und wunderte sich, daß man ihn so zeitig zum Sterben hole. Er meinte zwar, bereit zu sein, aber sein Herz schlug ihm dennoch zum Zerspringen. Die Tür öffnete sich, und auf der Schwelle stand eine hohe stattliche Gestalt — der Kaiser selbst!

„Mein braver Freund," sagte der hohe Herr, „ich danke Gott, daß ich nicht zu spät komme! Welch böser Irrtum hat mich geblendet, daß ich meinen besten, treuesten Anhänger seinen Verleumdern opfern wollte! Verzeihen Sie mir! Empfangen Sie alle Ehren und alle Güter, die man Ihnen geraubt hat, zurück, und Gott gebe, daß Sie noch viele, viele Jahre mir und dem Vaterlande Ihre treuen Dienste widmen können! Reisen Sie so schnell, wie Sie können, in die Arme Ihrer Gattin."

Der Verurteilte traute kaum seinen Sinnen. Träumte er denn? Er griff sich an den Kopf, drückte die Hand seines kaiserlichen Herrn, daß sie schmerzte, und fragte wieder und wieder: „Ja, ist es denn wahr? Bin ich wirklich frei und soll leben?"

In letzter Stunde war die Unschuld des zum Tode Geweihten ans Licht gekommen. Man hatte noch einmal alle Verschworenen durchsucht, und da hatte man durch einen Riß im Futter entdeckt, daß das Wams des einen von ihnen geheime Schriften berge.

Unter diesen war folgender Brief gewesen: „Wir haben alles Erdenkliche aufgeboten, um den Grafen O. in unsere Reihen herüberzuziehen, aber vergebens. Er bleibt dabei, daß er dem Kaiser anhangen will bis zum Tode."

Dieser Brief war dem Kaiser selbst eingehändigt worden, und Nikolaus hatte sich unverzüglich auf den Weg gemacht, den unschuldigen verurteilten zu befreien.

Wenn in späteren Jahren der Graf aus der alten Bibel vorlas, die ihm einstmal im Gefängnis Trost und Frieden gebracht hatte, so sprach er wohl in Erinnerung versunken: Damals, als mich Gott in jener Wüste des Unglücks leitete, habe ich murrend gefragt: „Warum?" Und heute bekenne ich fröhlich: „Ich habe es nachmals erfahren, mein Herr und Heiland, warum du es tatest, nämlich, damit ich den rechten Weg sähe, den mein Fuß bisher verfehlt hatte." Ja, Gott hat allemal Gedanken des Friedens über uns und nicht des Leidens!

---

### Die Hoffnung schwindet.

Die frühere britische Zuversicht, daß es selbst den heftigsten deutschen Angriffen entlang der Bzurafront nicht gelingen werde, die russischen Linien vor Warschau zu durchbrechen, scheint in England zu schwinden, seitdem Hindenburg im Norden und Mackensen im Süden der Riesenschlachtfront ihre Angriffsbewegung begonnen haben, und die Ansicht wird immer allgemeiner, daß der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, der Oberkommandierende der russischen Streitkräfte, sich in einer Lage befinde, die für ihn bald verhängnisvoll werden muß.

---

Der uns hat gegeben
Seelenbrot zum Leben,
Hält uns noch bei Kraft,
Regelt unsre Sachen,
Hilft uns kühn verlachen,
Was uns Sorgen schafft.

**Drs. Bruning & Entz**
**Aerzte und Chirurgen.**
**Hillsboro, Kansas**

**Dr. Brunigs Spezialität:** Krankheiten der Nerven, Lunge, Leber, Darm, Galle und Magen. Dr. Brunig hat einen Spezialkursus dieser Krankheiten in Wien absolviert.

**Dr. Entz's Spezialität:** Krankheiten der Augen Ohren, Nase, Hals, chronische Leiden, Hämorrhoiden.

**Puritas-Bibliothek.**

Acht Bände in elegantem Ganzleinwandband.

**Preis pro Band $1.00.**

Jeder Band ist einzeln käuflich und in sich abgeschlossen.

**Ausgabe für das männliche Geschlecht.**

**Was ein Knabe wissen muß.**
**Was ein junger Mann wissen muß.**
**Was ein junger Ehemann wissen muß.**
**Was ein Mann von 45 wissen muß.**

**Ausgabe für das weibliche Geschlecht.**

**Was ein kleines Mädchen wissen muß.**
**Was ein junges Mädchen wissen muß.**
**Was eine junge Ehefrau wissen muß.**
**Was eine Frau von 45 wissen muß.**

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa.

## Ein Sturm forderte Opfer.

8. Juli. — Der gestrige Sturm, welcher sich von Nebraska bis Ohio erstreckte, hat auf seiner Bahn viel Unheil angerichtet, auch sind ihm Menschen leben zum Opfer gefallen. Von Cincinnati wurden 22 Tote und zehn Vermißte, sowie Dutzende Verletzte gemeldet. Viele waren unter den Trümmern von eingestürzten Gebäuden verschüttet und andere in gesunkenen Dampfern umgekommen. Der Sturm suchte die Stadt um 9 Uhr 30 Min. heim. — Ueberhaupt glaubt man, daß dem Sturm 50 Menschenleben zum Opfer gefallen sind und der Eigentumsschaden, den er angerichtet hat, sich auf mehrere Millionen beläuft. Die Zahl der Verwundeten wird auf etwa hundert veranschlagt.

## Unterseeboot-Angriff.

Washington, 17. Juli. — Heute ist hier die Tatsache bekannt geworden, daß ein deutsches Unterseeboot am 12. Juli in der britischen Blockadezone auf den britischen Dampfer „Orduna" einen Angriff unternahm.

Diesbezügliche Berichte liegen von eingetroffenen Passagieren der „Orduna" vor, und es gilt die Ermittelung, ob das Uboot das gebräuchliche Warnsignal, entweder durch Hissen einer Flagge oder durch Megaphonrufe erteilte.

Amtliche Meldungen stehen bis dahin noch aus, und solange diese nicht erfolgt sind, besteht für das Staatsdepartement kein Grund zur Anstellung von Erhebungen in der Sache.

Es befanden sich 227 Passagiere auf dem Dampfer; 30 derselben waren Passagiere der 1. Kajüte, 112 Passagiere der 2. Kajüte und 85 Zwischendeckspassagiere. Der Angriff hat hier große Enttäuschungen wachgerufen. Man glaubte bestimmt, daß nach der Zerstörung der „Lusitania" Passagierschiffe vor Torpedoangriffen gefeit sein würden.

Man bezeichnet die Angriffe auf die britischen Schiffe „Armenian" und „Anglo-Californian" als zulässig, obwohl beide Amerikaner an Bord führten, denn dieselben schenkten der Aufforderung zum Halten keine Beachtung, sondern suchten sich davon zu machen. Letzterer Umstand kann nicht zur Rechtfertigung des Angriffs auf die „Orduna" dienen.

In Verbindung mit dem Ordunafall wird darauf hingewiesen, daß die „Normandy" am 12. Juli, 3 Tage nach dem Angriff die „Orduna" in Liverpool eintraf. Die Besatzung der „Normandy" berichtet, daß ihr Schiff am 9. Juli an der Südostküste Irlands von einem deutschen Unterseeboot angehalten wurde, um als Schild für einen Angriff auf den russischen Dampfer „Leo zu dienen. Zehn Minuten darauf wurde letzterer versenkt.

Ill. Stsztg.

## Verschiedenes aus dem „Bundesboten".

Sonntag, am 18. Juli, soll in der West-Zions-Gemeinde, Moundridge, Kansas, Br. J. M. Suderman als Aeltester ordiniert werden. — Br. C. H. Suckau schreibt von Annondale, Darjeeling, Indien: Wir befinden uns gegenwärtig auf Urlaub in den Gebirgen. Es sind recht viel Missionare hier, und es wird eine Konferenz anberaumt, welche, wie wir hoffen, uns allen zu großem Segen gereichen wird. In Indien ward ein großer Aufstand geplant, der jedoch entdeckt und von der Regierung unterdrückt worden ist. Es geht uns allen wohl. — Br. E. A. Linscheid schreibt von Busby, Mont: Unsere Indianer sind nun wieder von ihrem Lager zum Vierten aufgebrochen. In einigen Stunden war eine Zeltstadt ganz in der Nähe der Mission aufgebaut, und es war etliche Tage recht lebhaft besonders bei dem Missionsbrunnen. Die Pumpe wurde fast beständig im Gange gehalten. Nachdem nun die Feier vorüber war, war auch wieder in einigen Stunden die Zeltstadt verschwunden. Die Indianer fangen nun an mit der Heuernte. Die Aussichten für eine Ernte sind recht gut. Die meisten der Indianer haben kleine Weizenfelder, und da die Regierung ihnen jetzt eine Mühle in Lame Deer erbaut, so wird dies ein ganz wesentlicher Beitrag zur Selbsterhaltung dieser Indianer sein. So der Herr will und wir leben, gedenken wir am 25. Tauffest zu haben.

Br. P. A. Penner schreibt von Outocamund, Indien: Schwester Penner und ich bringen unsere drei Monate Ferien hier in Outocamund, auf den Nilgiribergen zu. Es ist ein schöner, kühler Platz zum Ausruhen. Geschw. P. W. Penner, welche unsere Station besorgen, schreiben von furchtbarer Hitze, so daß bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ist. Wir gedenken ihrer in inniger Teilnahme. Es ist seltsam, wir sind der Sonne näher und doch ist es so kühl, daß wir schweres Zeug tragen und nachts warme Decken brauchen. Die geistige Luft ist auch erfrischend. Wir sind nicht Mennoniten, Baptisten, Methodisten, sondern Brüder. Es ist keine Kaste unter uns Sag', wie ist das in Amerika?

## Die Quarantäne aufgehoben.

Die Maul- und Klauenseuche hatte sich in diesem Jahr über einen großen Teil des StaatesPennsylvania ausgebreitet, was zur Folge hatte, daß über die betroffenen Gegenden eine Quarantäne verhängt wurde. Diese ist nun laut Bekanntmachung des Informationsbureaus des U. S. Dept. of Agriculture seit dem 12. Juli aufgehoben und der Staat mit Ausnahme einiger weniger noch unter der mildesten Form Quarantäne stehenden Plätzen frei.

Wer dem lieben Gott gibt, wird sich nie zu beklagen haben über Undankbarkeit.

**Unsere deutschen Kunden erzielen große Erfolge im Geflügelziehen mit "Successful" Brutmaschinen. Großer deutscher Katalog frei.**

**Successful Brutmaschinen** und Aufzuchtsapparate sind einfach zu gebrauchen. Fehlschläge mit deutschen Anweisungen ausgeschlossen. Halten eine Lebenszeit. **Preise sind sehr erniedrigt.** Ein $25.00 deutscher Lehrkursus über gewinnbringendes Züchten von Geflügel **frei** mit Maschine. Niedrigste Preise an vielen Sorten rassenechtes Geflügel und Bruteier. **Deutsches Buch** „Richtige Fütterung kleiner Küken, Enten, Gänse" 10 Cents. **Katalog frei.**

**Des Moines Incubator Co.**
**182 Second Str. Des Moines, Iowa.**

### Kälber-Durchfall.

Heilung des gewöhnlichen Kälberdurchfalls durch Hunger wird empfohlen. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß der Durchfall bei Kälbern in erster Linie dadurch entsteht, daß unverdauliche oder reizende Stoffe in den Magen gelangen. Der Durchfall selbst ist eine mehr oder weniger entzündliche Reizung der Magen- und Darmschleimhäute unter starkvermehrter Säureabsonderung. Man hat also dafür zu sorgen, daß keine solche Stoffe weiter in den Magen gelangen und die Verdauungsorgane Ruhe bekommen das meint also, die Kälber hungern lassen. Man soll auch den Kühen einige Zeit vor und nach dem Kalben nicht zu viele und keine schwerverdaulichen Kraftfutterstoffe füttern. — Wenn die Kälber Durchfall bekommen, so ersetzt man einen Theil ihrer Milch durch gekochtes Wasser oder dünnen gekochten Haferschleim und verabreiche nur sparsam, lasse also etwas hungern.

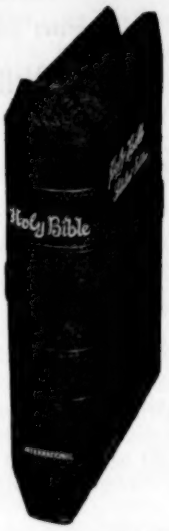
### Petrograd.

An der Goldingen-Muraviewo Schlachtlinie behauptet der Feind seine Stellungen am rechten Ufer der Windau und Wenta und setzte sein Vordringen in der Richtung von Tukkum (nahe dem Meerbusen von Riga, 38 Meilen westlich von Riga) und Autz fort.

„Die Infanterieangriffe des Feindes in der Gegend von Popeliany wurden zurückgeworfen. Starke Kämpfe dauerten am 15. Juli entlang der Front auf dem rechten Ufer der Orzyc fort. Drei feindliche Regimenter griffen Podossic an und nahmen es ein. Sie überschritten den Fluß und erbeuteten fünf unserer Geschütze. Wir griffen den Feind jedoch mit dem Bajonett an und brachten ihm große Verluste bei, eroberten unsere Geschütze wieder und trieben ihn aus der Stadt heraus. Sibirische Truppen von Turkestan, die gegen die doppelte Anzahl der Feinde kämpften, bewiesen besondere Tapferkeit.

Nordwestlich von Radom griff eine Brigade Kosaken die österreichischen Vortruppen in der Nähe von Morsetz an und machten drei Offiziere und 2580 Mann zu Gefangenen und erbeuteten drei Maschinengewehre. Wir zogen uns südlich von Iskunow in der Richtung von Mlawa zurück, da der Feind große Verstärkungen heranzog.

Der Feind unternahm in der Nacht des 16. Juli eine allgemeine Offensive zwischen der Weichsel und dem Bug. Die Angriffe des Feindes auf Podlite, Wilkolaz und Bikhowa, östlich von Krasnik, wurden zurückgewiesen. Am linken Ufer der Wiprez drang der Feind nach hartem Kampfe vor. Unsere Truppen hielten ihre Stellungen am 16. Juli entlang der Schlachtlinie Isdevno-Krasnostawe, südlich von Lublin.


## Deutsche Lehrer Bibeln

Um den vielen Nachfragen nach einer schönen deutschen Lehrer-Bibel Genüge zu tun, ist eine neue Auflage dieser so beliebten Bibeln herausgegeben worden. Dieselben haben ähnliche Ausstattung wie die sogenannten englischen Oxford Bibeln. Der Druck ist groß, klar und leicht lesbar, das Papier guter Qualität, der Einband gefällig und dauerhaft. Parallelstellen. Größe 5¼ bei 8⅛ Zoll.

**Die einzige Deutsche Lehrer-Bibel**

welche einen Anhang von Hilfsmitteln zum Bibelstudium enthält. Der Anhang besteht aus einer Konkordanz zur leichten Auffindung einer beliebigen Schriftstelle, sowie anderen Hilfsmitteln, verfaßt von hervorragenden Gelehrten und Bibellehrern, nebst siebzehn kolorierten Karten. Hier wird deutschen Bibelforschern dasselbe geboten, was englische Leser in den englischen Lehrer-Bibeln finden. Ohne Apokryphen.

**Das 1. Kapitel.**
Christi Geschlechtsregister, Empfängniß, Name und Geburt.
(M. 1—17. Luc. 3, 23—38.)

**1. Dies ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn**

**13. Serubabel zeugete Abiud. Abiud zeugete Eliakim. Eliakim zeugete Asor.**
**14. Asor zeugete Zadok. Zadok zeugete Achim. Achim zeugete Eliud.**
**15. Eliud zeugete Eleasar. Eleasar zeu-**

Die Probe zeigt die Größe der Schrift.

**No. 121½.** Französisches Marokko, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken (siehe Abbildung oben). Katalog-Preis $3.60. Unser Preis **$2.45**

**No. 122.** Dieselbe Bibel in alger. Marokko Einband, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken, Leder auf der Innenseite des Einbandes.. Katalog-Preis $4.80. Unser Preis **$3.25**
Reis- (India-) Papier.

**No. 132X.** Franz. Marokko, Rotgoldschnitt, biegsam, gerundete Ecken, Leder auf der Innenseite des Einbandes. Katalog-Preis $6.00. Unser Preis **$4.15**

**Diese Bibeln sind auch mit Patent-Index zu haben für 25 Cents extra.**

## Deutsches Testament mit Rotdruck

Größe 5¼ bei 7¾ Zoll.

**No. 251.** Leinen, runde Ecken, Rotschnitt. Handelspreis $0.90. Unser Preis **.70**

**No. 255.** Seal Grain Marokko, runde Ecken, Goldschnitt, Handelspreis $1.25. Unser Preis **.90**

**No. 260.** Seal Grain Marokko, mit Randklappen und gerundeten Ecken, Rot unter Goldschnitteden. Handelspreis $1.50. Unser Preis **$1.05**

**MENNONITE PUBLISHING HOUSE**
**Scottdale, Pa.**

### Wien.

Zwischen Weichsel und Bug haben sich bedeutungsvolle Kämpfe entwickelt, die einen für die Truppen der deutschen Verbündeten günstigen Verlauf nehmen. Westlich von Grabowetz nahmen österreichisch-ungarische Truppenteile die dort im engen Zusammenhang mit den Deutschen operieren, nach mehrmaligem Sturm einen wichtigen feindlichen Stützpunt, von dem aus sie weiter in die feindlichen Hauptstellungen eindrangen.

„Südwestlich von Krasnostawe haben die Deutschen die russischen Stellungen durchbrochen.

„An der oberen Byüricza und nördlich von Krasnik nahmen unsere Truppen die vorgeschobenen Stellungen des Feindes. Ebenso wurde westlich der Weichsel die Angriffsbewegung erfolgreich begonnen.

„Auf dem italienischen Kriegsschauplatz: In der Nacht auf den 17. schlugen wir mehrere italienische Angriffe auf das Doberdoplato zurück. Auf allen übrigen Punkten der Front kam es zu Geschützkämpfen.

**Ein umgewandelter Mann.** „Ich befand mich bei schlechter Gesundheit," schreibt Herr John Tell von Bloom, Kansas, „als ich die Kiste Alpenräuter bei Ihnen bestellte. „Mein Magen weigerte sich, irgend welche Nahrung anzunehmen; meine Nerven waren erschlafft; ich fühlte mich schwach und konnte nicht schlafen. Jetzt, wo ich Ihr Alpenkräuter benutze, esse ich mit Genuß; ich schlafe gut. Ich bin ein umgewandelter Mann."

Ungleich anderen Medizinen ist Forni's Alpenkräuter nicht in Apotheken zu haben. Es wird dem Publikum durch Spezialagenten geliefert, oder direkt vom Laboratorium. Man schreibe an: Dr. Peter Fahrney and Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

### Berlin.

Die Offensivbewegung, die unter Feldmarschall von Hindenburgs Führung auf dem östlichen Kriegsschauplatz begann, hat bedeutende Erfolge erzielt. Die Armee von Mälow überschritt am 14 Juli in der Umgebung und nördlich von Kurschany die Windau und setzte ihren siegreichen Vormarsch fort. Elf Offiziere und 2450 Mann wurden gefangen genommen und drei Geschütze sowie fünf Maschinengeschütze erbeutet.

Die Armee des Generals von Gallwitz ging gegen die russischen Stellungen in dem Gebiet südlich und südöstlich von Mlawa vor. Nach einem glänzend durchgeführten Sturmangriff wurden drei hintereinander liegende feindliche Verteidigungslinien nordwestlich und nordöstlich von Prasnysch durchstoßen. Unsere Truppen nahmen Dzielin, erreichten Lipa und griffen aus beiden Richtungen an. Die Russen zogen sich am 14 nach der Räumung von Prasnysch auf die Linie Zjechanow-Krasnosele zurück. Am 15. wurde auch diese Linie im Sturm genommen, die Stellung südlich von Zjechanow in einer Ausdehnung von sieben Frontkilometern durchbrochen und der Feind zum Rückzug gezwungen. Truppen unter General von Scholtz, die den geschlagenen Feind aus der Richtung von Kolna verfolgen, griffen in diese Kämpfe ein. Seit gestern haben die Russen im Zentrum, zwischen der Pissa und Weichsel, den Rückzug in der Richtung auf die Narew angetreten.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz: Nachdem die deutschen Verbündeten in den letzte nTagen eine Reihe russischer Stellungen am Bug sowie zwischen Bug und Weichsel genommen hatten, entwickelte sich gestern unter Führung des Feldmarschalls von Mackensen entlang dieser ganzen Front eine große Schlacht. Westlich des Wieprz, in dem Abschnitt südwestlich von Krasnostawe, durchbrachen deutsche Truppen die feindliche Linie. Bisher wurden 28 Offiziere und 6380 Mann gefangen genommen und neun Maschinengeschütze erbeutet. Westlich der oberen Weichsel hat gleichzeitig die Armee Woyrsch wieder die Offensive ergriffen.

## Eine Gelegenheit sondergleichen!

**bietet sich unsern Deutschen auf dem**

## Miller & Lux Land

in Madera County, California

**zwei Meilen von Berenda haben Mennoniten bereits**

große Alfalfa Felder

und 2 Jahre alte Obst- und Weingärten, die schon tragen.

Das Land ist eben, der Grund sehr reich. Wasser flach, sehr gut und viel. Kartoffeln und alles Gemüse gedeiht gut. Die erste Einnahme gewährt

Vieh- Schweine- und Hühnerzucht.

Nur 125 Meilen vom Meer, wird es nicht so heiß wie 50 bis 100 Meilen weiter landeinwärts. Das Land wird sich schnell verkaufen, weil so nahe der Bahn, am State Highway und so **billig auf 10 Jahre Zeit. Preis nur $75.00 bis $115.00** der Acre. Ein Fünftel baar 6 Prozent Zinsen. Weltausstellungstickets bieten Gelegenheit, billig zu reisen. Man schreibe oder spreche bei mir vor.

**Julius Siemens**
**1924 Fresno Street Fresno California.**

### Große Munitionslieferungen.

Es wird berichtet, daß die Bethlehem Stahlwerke in Bethlehem, Pa., allein seit Beginn des Krieges Großaufträge für die kriegführenden Völker Europas im Betrage von mehr als hundert Millionen Dollars erledigt haben. Gegenwärtig sollen sie, außer kleineren Geschossen, fünfzigtausend Schrapnells täglich liefern. Und zahlreiche andere Firmen des Landes sind gleicherweise mit Aufträgen zur Lieferung von Kriegsmaterial, die sie zur Ausführung übernommen haben, überhäuft. Es ist unbestrittene Tatsache, daß ohne diese gewaltigen Munitionslieferungen von Amerika der Krieg nicht fortgesetzt werden könnte.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.

## Kalifornia Honig

Eine 5-Gallone Kanne zu 60 Pfund kostet $4.00. Frisch, gut, reif. Wir haben immer Honig, zu jeder Zeit. Am besten bestelle man wenigstens zwei Kannen auf einmal, weil die Frachtkosten für 100 Pf. nicht mehr betragen als für 60. 2 Kannen kosten $7.00.

Bestelle an

**L. SUDERMANN.**
**Reedley, Calif.**

# Erzählung.

## Christ und Jude.

Fortsetzung.

Er ging daher, ehe der Amtmann das Schloß verließ, zu dem Schloßbauern und bot ihm unter beständigen Versicherungen, wie er ein armer, ein ganz armer, ein bettelarmer Mann sei, der nur aus Freundschaft das Aeußerste thue, einen Vorschuß an, damit dieser noch ein Jahr einen Versuch mit dem Hof mache, und als sein Anerbieten mit großem Dank angenommen war, begab er sich zu dem Amtmann, lobte dessen Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit und bat ihn, weil an dem harten Verfahren gegen den Hollenstein gewiß nicht der Amtmann, sondern der Befehl der Herrschaft schuld sei, diese darüber aufzuklären, was der Hollenstein für ein rechtschaffener, ehrlicher Mann sei, und erklärte zuletzt, wenn der Amtmann dazu keine Zeit habe, dann wolle er sich selber aufmachen zu der Gräfin und mit ihr reden und mit dem jungen Grafen, der, wie er höre, bald aus der Fremde heimkomme und wolle es ihnen so klar machen wie das Sonnenlicht, daß nur böse Menschen, schlechte Hasser und Neider den Hollenstein verkalfakterten, und er zweifle nicht, die Gräfin herumzubringen, wenn sie nur erst alles wisse. Der Amtmann, welcher die Drohung wohl verstand und mancherlei Ursache hatte, den schlauen Juden sich nicht zum Feind zu machen, ließ sich, wie er sagte, aus purer Menschlichkeit bewegen, dem Hollenstein sein ungebührliches Benehmen zu verzeihen und auf abermalige Erhöhung des Pachtes zu verzichten. Es gehe das zwar ganz, sagte er, gegen den Willen der Herrschaft, aber auf Isaaks Fürbitte hin wolle er der Gräfin gehorsamste Vorstellung tun, und er zweifle dann auch nicht, daß sie ein Einsehen haben werde.

Als nun Isaak dem Schloßbauern diese wichtigen Dienste geleitet hatte, that er sich freilich nach Art seiner Nation etwas zu gut darauf. Er mengte sich in jede Angelegenheit des Hauses und redete oft mehr darein, als dem Schloßbauern oder seinem Weib lieb war, doch gewöhnte man sich daran, da er es offenbar gut meinte, auch in gar vielen Fällen sein Rat nicht zu verachten war. In der letzten Zeit waren seine Besuche so häufig geworden, daß ihm die Bäuerin eine eigene Kammer eingeräumt hatte, in der er die Nacht über bleiben konnte, wenn ihm der Rückweg ins Dorf zu weit oder das Wetter zu schlecht war. Er bereitete sich sein einfaches Essen selber am Herd und blieb nun oft wochenlang auf dem Schloß, während Ruben sein Haus im Dorf bewachte.

Auch an dem Tag, den wir oben beschrieben haben, hielt er sich im Schloß auf, denn der Jahrmarkt hatte, wie für den Schloßbauern, so auch für ihn den ehemaligen Reiz verloren. Als Adam in die Stube trat, saß er wieder auf seinem gewohnten Platz hinter dem Kachelofen und hatte seinen Topf auf dem Schoß, aus welchem er sein frugales Abendessen zu sich nahm. Das Schicksal der beiden Jünglinge war, wie alle Tage, so auch heute wieder fast der einzige Gegenstand des Gespräches gewesen. Alle nur erdenklichen Fälle waren zum hundertstenmal wieder aufgestellt und besprochen worden. Es fand darum niemand für nötig, das Schweigen zu unterbrechen, welches gewöhnlich bei einer Mahlzeit in einem deutschen Bauernhaus zu herrschen pflegt. Keinem war dies lieber, als dem Adam, der still und mit niedergeschlagenen Augen, den rechten Ellenbogen auf den Tisch gestützt, unermüdet in regelmäßigen Zwischenräumen seinen hölzernen Löffel den Weg zwischen Mund und Schüssel hin und zurückmachen ließ. Nur dem scharfen Auge Isaaks der aus seinem Winkel ihn beobachtete, war es nicht entgangen, daß etwas nicht richtig mit ihm sei. Als daher die Bäuerin den Tisch abgedeckt hatte, sagte Isaak:

„Etwas Neues von dem Markt, Adam?"

„Nicht viel!" war die etwas verlegene Antwort.

„Nicht viel, aber doch etwas?" fragte der Jude aufstehend und hervor an den Tisch tretend.

„Nun, so allerlei," erwiderte der Knecht, „was weiß ich? Der Andres kommt, und der kann's erzählen."

„Es hat do chkeine Schlägerei gegeben?" sagte Veit Hollenstein, „ich denke, du bist alt genug, um einmal gescheit zu werden."

„Nichts der Art," sagte Adam mit angenommener Gleichgültigkeit. „Es war zwar einer von den Kottwitzischen da und sah aus als wollte er sich gern mit mir zu schaffen machen, ich that aber gar nicht, als ob ich ihn sähe."

„Nun, so ist etwas anderes vorgegangen," sagte Isaak, dessen Neugierde mit der Verlegenheit des Knechts sich steigerte. „Ich sag' Euch, Hollenstein, es hat etwas besonderes gegeben, etwas ganz besonderes, — ich seh's dem Meschores (Knecht) an den Augen an. Nun, Adam, was hat's gegeben? Geht's die Judenschaft an?"

„Nein!" sagte Adam, sehnsüchtig nach der Türe blickend, „der Schäfer wird gleich kommen. Er hat sich ein Buch gekauft."

„Der Schäfer hat sich ein Buch gekauft?" sagte Isaak, die rechte Schulter in die Höhe ziehend und mit den Augen zwinkernd. „Ein Buch? wie wird mir! was soll das dich und uns angehen?"

„Still, eben kommt er die Treppe herauf," sagte Adam, seelenfroh, aus seiner Verlegenheit erlöst zu werden.

Der Schäfer trat mit dem Gruß: „Guten Abend beisammen!" in die Stube und nahm mit feierlichem Anstand seinen Platz am Tische ein!

„Nun, jetzt werden wir's ja gleich hören! Was giebt's Neues, Schäfer? Was habt Ihr Gutes auf dem Markt gehört?"

„Nicht viel Gutes!" sagte der Schäfer sich räuspernd. „Es geht schlimm zu in der heutigen Welt."

„Wie so?" sagte Isaak.

„Je nun, der Türke ist mit einer grausamen Macht nach Ungarn gekommen und hat die Christen geschlagen. Es ist eine große Festung in Ungarn gewesen mit Namen Sigeth. Drin hat der Graf von Zrinv gelegen mit 3200 Mann, und hat sich redlich etliche Wochen gewehrt gegen 200000 Türken. Endlich war ihm die Uebermacht zu groß. Was tut der Graf? Er hatte geschworen, die Festung nicht zu übergeben, nimmt darum die 500 Mann zusammen, die ihm noch übrig geblieben waren, zieht aus der Festung, greift die Türken an, u. — er und alle seine Leute sind erschlagen worden, und die Türken haben das leere Nest eingenommen."

„In Ungarn geht's so zu?" sagte die Bäuerin erschrocken. „Ach da wolle der liebe Gott unsere armen Kinder behüten. Wo habt Ihr denn das gehört?"

„Ich hab 'mir ein Buch gekauft, drin steht es geschrieben. Und — und" fuhr der Schäfer fort, „das Sigeth liegt hart an der türkischen Grenze, nicht weit von der Stadt Siclos."

„Weh geschrieen!" rief Isaak mit weit offenen Augen. „In Siclos wohnte der Mardochai, und dahin sind unsere guten Jungen gegangen."

„Ganz recht," versetzte der Schäfer, „dahin sind sie gegangen, die armen guten Jungen."

Fortsetzung folgt.

**Sichere Genesung für Kranke** { **durch das wunderwirkende**

**Exanthematische Heilmittel**

(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

**John Linden,**

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen Exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter-Drawer 896. **Cleveland, O.**

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

**Unter zehn Krankheiten**

sind es neun, deren Ursache einem unreinen Zustande des Blutes zuzuschreiben ist. Ein zuverlässiger Blutreiniger ist das richtige Heilmittel für derartige Zustände

**Forni's**

**Alpenkräuter**

findet als Blutreinigungsmittel kaum seinesgleichen. Er ist über ein Jahrhundert im Gebrauch; lange genug, um seinen Werth zu erproben. Frage nicht in den Apotheken danach. Kann nur bei Spezial-Agenten bezogen werden. Um nähere Auskunft wende man sich an

**DR. PETER FAHRNEY & SONS CO.,**

19-25 So. Hoyne Ave., CHICAGO, ILL.

### Blähsucht.

Bei den Wiederkäuern wird durch plötzlich eintretende Gasentwicklung im Pansen das Aufblähen verursacht. Es entsteht meistens durch allzu großen Genuß von Grünfutter, namentlich von jungem, noch unverblühtem Klee oder solchem Futter, worauf noch Thau liegt. Auch Kraut und Rübenblätter und rohe ausgewachsene Kartoffeln und dergleichen können die Ursache sein. Das Krankheitsbild besteht in starker Anfüllung des Pansens, durch Hervorwölbung der Hungergrube, durch Aengstlichkeit im Blick, durch kurzes, stoßweises Athmen, starkes Stöhnen und öfteres Absetzen von Koth und Urin. Zur Vorbeuge der Krankheit empfiehlt sich Verabreichung solcher Futtermittel, welche die Thiere mit Vorliebe fressen, nicht nach Belieben, sondern nur in kleineren Rationen. Gegen schnell verlaufendes Aufblähen muß sofort vorgegangen werden, da sonst die Gefahr besteht, daß das erkrankte Thier binnen kurzem verendet: Als gutes, einfaches Mittel ist zu empfehlen, den Tieren sofort ein Pint erwärmtes Schmalz einzugeben. Gute Dienste leistet auch ein Löffel voll ungelöschten Kalkes, gut mit Wasser durchschüttelt. Auch Seifenwasser, Begießen der Tiere mit kaltem Wasser und anhaltendes Kneten der Flankengegend wird vielfach mit Erfolg gegen Blähsucht angewandt. Sollten jedoch die angeführten Mittel nach ca. 30 Minuten nicht wirken, so ist die Anwendung des Schlundrohres am Platze. Das eingefettete Rohr wird durch die durch ein Maulholz gebildete Maulspalte langsam in den Magen geführt. Wenn die Thiere starke Atemnot zeigen, schwanken und umzustürzen drohen, so vermeide man die Anwendung des Schlundrohres. In diesem Falle ist nur Aussicht auf Erhaltung des Lebens bei Ausführung des Pansenstiches. Man verwendet hierzu den Trockar. Der Pansenstich wird in der linken Flankengegend, eine Hand breit von dem Darmbein, derartig gemacht, daß man den Trockar in schiefer Richtung nach unten hin sticht. Daraufhin zieht man den Dolch aus der Scheide und läßt die Hülse solange in der Oeffnung, bis die angesammelten Gase größtenteils daraus entwichen sind. Nun wird die Wunde sorgsam gereinigt, wozu man am besten Kreolin-, Lysol- oder Bacillollösung verwendet. Zuletzt bringt man Theer oder Terpentin auf die Wunde.

**Rheumatismus**

**Fort mit den Patentmedizinen.**

**Hat alles fehlgeschlagen so schreiben Sie doch an: R. Landis, Box 12 M. Evanston, Ohio, und Sie werden freie Auskunft erhalten über eine alte Kräuter-Medezin, welche schon Tausenden von Rheumatis-Kranken geholfen hat.**

### Vorsicht beim Trinken.

Höchst gefährlich ist die Unsitte, erhitzt oder in Schweiß gebadet ,das Glas mit kaltem Getränk, mag es Bier, Limonade oder Wasser sein, mit einem Zuge zu leeren. Dies gibt im Hochsommer die ständig wiederkehrendeVeranlassung zuhartnäckigen Darm- und Magenleiden. In den meisten Fällen ist der kalte Trunk die Gelegenheitsursache bei schon vorhandener Disposition zur Kolik,Diarrhöhe und Ruhr.Ein weiteres Uebel, welches nach einem allzu kaltenTrunke mitunter beobachtet wird, ist der Blasenkrampf. Daß weiteres die fortdauernde Gewohnheit zu kalten Trinkens auch den Zähnen schädlich ist, braucht kaum gesagt zu werden.

### Ueber das Trinken.

Uebermäßiges Trinken löscht den Durst nicht, sondern reizt vielmehr die Schweißdrüsen zu erhöhter Thätigkeit, wodurch sich das Durstgefühl immer wieder einstellt. Gerade an warmen und heißen Tagen soll man mäßig und langsam trinken, da man dadurch einer Magenüberschwemmung und Magenverkühlung vorbeugt. Vor allem leidet auch das Herz darunter, das bei der gewohnheitsmäßigen Aufnahme großer Flüssigkeitsmengen eine Mehrarbeit zu leisten gezwungen ist. Ein verhältnißmäßig starker Schweißausbruch bei geringen körperlichen Leistungen ist ein Beweis dafür, daß wir mehr trinken als notwendig ist.

### Durststillende Mittel.

Ein ungemein den Durst löschendes Mittel ist die Dickmilch. Sie enthält Milchsalze, Milchsäure, Milchzucker und geringe Mengen von Fett und Käsestoff, bietet also dem Körper auch Nährstoffe und erzeugt, was alle Dickmilchtrinker bestätigen werden, keine erhöhte Schweißabsonderung. Da aber nicht jedermann Dickmilch trinken kann so empfiehlt es sich, zu einem Ersatzmittel zu greifen, und dies bietet uns leichter Kaffee, ohne Milch und ohne Zucker. Absolut schädlich ist aber das Trinken von Branntwein im Sommer. Für eine Zeit lindert er den Durst, indem er auf die Speicheldrüsen einen kräftigen Reiz ausübt, aber nur zu bald folgt darauf Erschlaffung des ganzen Körpers und trotz vermehrter Herztätigkeit Neigung zum Schlaf.